

Denkanstöße

Welche Natur schützen wir?

Heft 1 | Januar 2004

Stiftung Natur und Umwelt
Rheinland-Pfalz



- 5 | **Vorwort des Herausgebers**
Frau Staatsministerin Margit Conrad | Vorstandsvorsitzende der Stiftung Natur und Umwelt Rheinland-Pfalz |
Staatsministerin für Umwelt und Forsten Rheinland-Pfalz
- 7 | **Vorwort**
Prof. Dr. Andreas Cesana | Leiter des Studium generale der Universität Mainz
- 8 | **Einführung**
Ästhetische Naturerfahrung zwischen Realität und Imagination
Prof. Dr. Jörg Zimmermann | Mainz
- 12 | **Von der Hornisse zum Helikopter**
Industrialisierung und Naturschutz in der deutschen Geschichte
Dr. Nils Franke | Königswinter
- 20 | **Mutter Natur und Vater Staat**
Über die Produktion gesellschaftlicher Unbewusstheit durch Naturschutz
Prof. Dr. Gerda Schneider | Wien
- 30 | **Das Heimische und das Fremde**
Zur kulturellen Interpretation eines ökologischen Problems in der sich verändernden Landschaft
Dr. Stefan Körner | Berlin
- 44 | **Was bedeuten die Arten für sich und was für den Menschen?**
Prof. Dr. Walter Sachsse | Mainz
- 52 | **Welche Natur wollen wir schützen?**
Prof. Dr. Hansjörg Küster | Hannover
- 66 | **Was führt uns zu und welche Probleme begegnen uns mit der Frage: »Welche Natur soll geschützt werden?«**
Eine Meta-Überlegung
Prof. Dr. Burghart Schmidt | Offenbach
- 80 | **Zugangsregelung und Vorteilsausgleich: Neue Wege im Naturschutz**
Prof. Dr. Manfred Niekisch | Greifswald
- 90 | Informationen über die Autoren
Impressum



Vorwort des Herausgebers |

Frau Staatsministerin Margit Conrad | Vorstandsvorsitzende der Stiftung Natur und Umwelt Rheinland-Pfalz | Staatsministerin für Umwelt und Forsten Rheinland-Pfalz |

Welche Natur schützen wir? »Was ist das für eine Frage?« wird sich mancher gedacht haben, als er diese Überschrift in der Ankündigung des Studium generale der Universität Mainz für eine Veranstaltungsreihe im Wintersemester 2002 / 2003 las. Die Antwort erscheint einfach: »Die Natur, die da ist, natürlich!«

Ist die Frage damit tatsächlich beantwortet? Kann eine Frage danach, was wir wollen, sich mit dem Hinweis auf das, was da ist, beantworten lassen? Das würde bedeuten, Sein und Sollen gleichzusetzen. »Welche Natur schützen wir?« ist also eine provozierende Frage. Mit Absicht ist sie so gestellt.

Diese Frage rührt an das Zielsystem des Naturschutzes und daran, welche Werte er verfolgt. Damit haben wir es mit einer Frage zu tun, die sich nicht allein naturwissenschaftlich beantworten lässt. Einer Frage, die im Naturschutz dazu zwingt, die Grundlagen der alltäglichen Entscheidungen und Handlungen zu reflektieren. Einer Frage, auf die es sicher mehr als eine Antwort gibt.

Und die Grundlagen, auf die der Naturschutz aufbaut, sind vielfältig. Sie reichen weit in die Vergangenheit zurück – Stichwort Romantik –, sie haben etwas mit der Ökologie als der Fachwissenschaft des Naturschutzes zu tun, sie haben – zumindest für den Naturschutz in der Verwaltung – eine juristische Seite.

Die Frage hat natürlich auch gesellschaftspolitische Implikationen. Stichworte hierfür sind: Naturschutz im Kontext der Vision »Nachhaltige Entwicklung«, Akzeptanz und Durchsetzbarkeit, Naturschutz durch Nutzung, Naturschutz gegen Nutzung, Wildnis und Kulturlandschaft. Wo ist der Maßstab, nach dem sich hier »richtiges« Handeln bemisst?

Mit diesen Stichworten habe ich die Bandbreite möglicher Antworten auf die Frage, welche Natur wir schützen, skizziert, – und Sie hoffentlich neugierig gemacht, welche Antworten die Referentinnen und Referenten der Reihe letztendlich anführen.

Ich bedanke mich beim Studium generale der Universität Mainz, Herrn Professor Andreas Cesana und seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, für die bereits seit Jahren praktizierte erfolgreiche Zusammenarbeit. Ich wünsche Ihnen und mir, dass die Diskussion um Fragen des Natur- und Umweltschutzes weiterhin im Studium generale ein Forum findet.

Mit dem jetzt vorliegenden ersten Band der »Denkanstöße« hat die Stiftung Natur und Umwelt Rheinland-Pfalz den Grundstein für eine neue Publikationsreihe gelegt, die in unregelmäßigen Abständen die Meinungsbildung im Naturschutz anregen und polarisierende Meinungen abbilden, eben Denkanstöße geben will! Das brauchen wir im Natur- und Umweltschutz.

Ich wünsche der Schriftenreihe viele interessierte Leserinnen und Leser.



Vorwort |

Prof. Dr. Andreas Cesana | Leiter des Studium generale der Universität Mainz | Die vorliegende Publikation ist das Resultat einer vom Studium generale der Universität Mainz organisierten und von der Stiftung Natur und Umwelt Rheinland-Pfalz finanziell geförderten Veranstaltungsreihe zum Thema »Welche Natur schützen wir?«. Sie fand im Wintersemester 2002/03 auf dem Campus der Johannes Gutenberg-Universität statt. Die Auseinandersetzung mit den hochkomplexen Gegenwartsfragen erfordert neben der Spezialisierung der Wissenschaft die gleichzeitige Zusammenarbeit über die Fachgrenzen der Einzeldisziplinen und Institutionen hinaus. Das Mainzer Studium generale hat die Aufgabe, das Fachstudium interdisziplinär zu erweitern und fächerübergreifende Ansätze in Forschung und Lehre zu fördern. Es wendet sich sowohl an die Mitglieder der Universität als auch an die interessierte Öffentlichkeit und fördert damit die Öffnung der Universität.

Das vielschichtige Themenfeld des Natur- und Umweltschutzes zeigt die dringende Notwendigkeit einer engeren Kooperation zwischen Politik, Verwaltung, Verbänden und Wissenschaft. Dabei stellen die Vermittlung von Wissen und die Weitergabe von Informationen an die ehrenamtlich im Naturschutz Engagierten und an die Bevölkerung insgesamt ein zentrales gemeinsames Anliegen dar. Ihm dient die vorliegende Publikation, die aus der Zusammenarbeit zwischen dem Ministerium für Umwelt und Forsten Rheinland-

Pfalz, der Stiftung Natur und Umwelt Rheinland-Pfalz und dem Studium generale hervorgegangen ist.

Die Vorlesungsreihe »Welche Natur schützen wir?« und die durch sie ausgelösten Diskussionen haben gezeigt, dass die Beantwortung dieser Leitfrage von grundlegender Bedeutung für die zukünftige Arbeit im Naturschutz ist. Zugleich wurde deutlich, dass der Naturschutz immer noch unter einem unzureichenden Verständnis seiner eigenen Bedingungen und Grundlagen leidet. Denn je nachdem, welcher Begriff von Natur leitend ist, werden die gewählten Maßnahmen ganz unterschiedlich beurteilt: Was von der einen Seite in der Absicht, Natur zu schützen, unternommen wird, erscheint aus einer anderen Perspektive als Intervention, die Natur gefährdet. Die Beantwortung der Frage »Welche Natur schützen wir?« setzt somit auch eine Verständigung über die Frage voraus: »Welche Natur wollen wir?«.

Die hier versammelten Beiträge der Referentinnen und Referenten setzen sich aus ihrer je eigenen Sicht mit diesen Fragen auseinander und begründen Kriterien für einen konsensfähigen und nachhaltigen Naturschutz. Allen, die an der vorliegenden Publikation mitgewirkt haben, möchte ich an dieser Stelle noch einmal sehr herzlich danken. Sie, geneigte Leserin, geneigter Leser, möchte ich einladen, sich durch die Lektüre zur Teilnahme am Diskurs über die Zukunft unserer natürlichen Lebensgrundlagen anregen zu lassen.

Einführung

Ästhetische Naturerfahrung zwischen Realität und Imagination

Prof. Dr. Jörg Zimmermann | Mainz

Der Naturschutz geht üblicherweise davon aus, dass es die reale Natur sei, die wir zu schützen haben und dass der »subjektive Faktor« lediglich in unterschiedlichen Einstellungen bestehe, die wir gegenüber dieser Natur hegen; Einstellungen, deren Spektrum von entschiedener Verachtung im Zeichen eines rasanten technischen Fortschritts über mehr oder weniger gleichgültiges Verhalten bis zur schwärmerischen Identifikation mit allem reicht, was als »natürlich« gilt. Die Rede von einer ästhetischen Erfahrung der Natur lässt sich vor solchem Hintergrund nicht eindeutig verorten. Wer das Ästhetische mit den Launen des Geschmacks gleichsetzt, wird es dem subjektiven Belieben überantworten. Wer andererseits gemäß einer idealistischen Tradition, deren Wurzeln bis in die Antike zurückreichen, von der Schönheit der Natur als einer von Gott verliehenen oder ihr metaphysisch oder ontologisch »wesentlich« zukommenden Qualität spricht, postuliert eine objektive Verbindlichkeit des Ästhetischen, auch wenn deren Begründung viel schwieriger als in anderen Erfahrungsbereichen zu sein scheint. Dass die ästhetische Dimension der Natur als ein »Zwischenreich« zu verstehen ist, das sich einer einfachen Zuordnung gemäß dem Subjekt-Objekt-Schema entzieht, sei im Folgenden in aller gebotenen Kürze am Beispiel der Landschaft des nunmehr zum Weltkulturerbe erhobenen Mittelrheintals erläutert.

Der erste Paragraph des Bundesnaturschutzgesetzes bestimmt, dass die Aufgabe des Naturschutzes und der Landschaftspflege darin bestehe, »die Vielfalt, Eigenart und Schönheit von Natur und Landschaft als Lebensgrundlage des Menschen und als Voraussetzung für seine Erholung in Natur und Landschaft nachhaltig zu sichern«. Der solcher Sicherung entgegenstehende Konflikt verschiedenartiger Nutzungsinteressen ist bekannt.

Dass ein solcher Interessenkonflikt sogar in der Ebene ästhetischer Erfahrung selbst aufbrechen kann, hatte schon der Philosoph Immanuel Kant in seiner 1798 veröffentlichten *Anthropologie* bemerkt. Dort stellt er die Haltungen des »ästhetischen Egoismus« und des »ästhetischen Pluralismus« einander gegenüber. Wer zum Beispiel ein Haus an einem Ort mit »schöner Aussicht« baut, jedoch darauf achtet, dass sein exklusives Landschafts-

panorama nicht von anderen verstellt wird, verbindet sein Interesse am Naturschönen mit partikularen Besitzansprüchen. Demgegenüber ist der ästhetische Pluralismus »die Denkungsart: sich nicht als die ganze Welt in seinem Selbst befassend, sondern als einen bloßen Weltbürger zu betrachten und zu verhalten.«¹ Dazu gehört die Fähigkeit, auf die Ansprüche anderer Rücksicht zu nehmen und damit – im Sinne des zitierten Paragraphen des Bundesnaturschutzgesetzes – ein übergeordnetes Interesse an schöner Natur anzuerkennen. Eine Einigung über solche verallgemeinerungsfähigen Geltungsansprüche ist allerdings besonders schwierig, da es hier keine einer wissenschaftlichen Argumentation vergleichbaren Verfahren der Konsensbildung und kritischen Prüfung gibt.

Ästhetische Urteile bewegen sich in einem Zwischenfeld von Subjektivität und Objektivität, innerer und äußerer Bestimmbarkeit. Sie bedürfen einerseits – z.B. im Falle der Feststellung einer »schönen Aussicht« – der persönlichen Beglaubigung durch eigene Wahrnehmungs-, Imagination- und Reflexionsleistungen vor Ort, können sich ergänzend aber auch auf die Urteile anderer oder die Autorität kultureller Traditionen berufen. Tatsächlich gibt es nicht nur in Bezug auf große Werke der Kunst, sondern auch in Bezug auf »klassische« Landschaften wie der des Mittelrheintals einen relativ stabilen intersubjektiven Konsens über Argumente, die die Behauptung seiner Vielfalt, Eigenart und Schönheit stützen können. Dazu gehört nicht zuletzt eine große Anzahl objektiver Merkmale, wie sie in biologischen, geologischen, geographischen oder kulturhistorischen Beschreibungen enthalten sind.

Was nun die externe Konkurrenz der Geltungsansprüche anbetrifft, so lässt sich im Falle der Bewertung der Vielfalt, Eigenart und Schönheit des Mittelrheintals von einer sukzessiven *Erweiterung des ästhetischen Bereichs* sprechen, insofern die ursprünglich im Vordergrund stehenden praxisorientierten Kriterien für die Beurteilung der Landschaft seit der »Entdeckung« des Rheintals durch prominente englische Reisende gegen Ende des 18. Jahrhunderts zugunsten einer Bewertung nach primär ästhetischen Kriterien zurückgetreten sind. Dies gilt heute z.B. für die Erhaltung alter Weinbergterrassen, die unabhängig von ihrem möglichen wirtschaftlichen Nutzen als heraus-

ragender Bestandteil dieser Kulturlandschaft gelten.

Eine solche Ästhetisierung kann nun allerdings wiederum als Wertgröße in *übergeordnete ökonomische Nutzungsperspektiven* eingehen. Die Vielfalt, Eigenart und Schönheit des Mittelrheintals wird auf solche Weise zum »Standortfaktor« mit entsprechender *Imagewirkung*.² Die Gefahr einer solchen *Funktionalisierung des Ästhetischen* besteht darin, dass sie einen Egoismus abstrakterer Art unterstützt: Das legitime Interesse am Schutz des Mittelrheintals und an der Steigerung seiner ästhetischen Attraktivität droht zum Schachzug innerhalb einer von ökonomischen und politischen Imperativen bestimmten Konkurrenz zu werden. Es kommt also darauf an, hier bei aller Einsicht in die Notwendigkeit von Kompromissen eine Balance zu finden, die den »Eigensinn« des Ästhetischen gegen derartige Verrechnungen verteidigt und im besten Fall sogar steigert. Solche Verwicklungen unterstreichen im Übrigen, dass der Standpunkt des reinen Subjektivismus gerade im Falle der Bewertung von Landschaften zu kurz greift.

Unter dem Eindruck der seit den siebziger Jahren sich ausbreitenden ökologischen Bewegung hat sich auch die Diskussion über Natur- und Landschaftsschutz um eine neue philosophische Basis bemüht. Es ging dabei vor allem darum, Gesichtspunkte der Ästhetik, Ethik und Ökologie miteinander zu verknüpfen.³ So wurde der Übergang von der in der modernen technischen Zivilisation vorherrschenden *anthropozentrischen Betrachtungsweise* zu einer die Natur selbst als »Mitwelt« in ihrem je eigenen Anspruch auf Existenz respektierenden *physiozentrischen Betrachtungsweise* gefordert.⁴ Insofern die ästhetische Betrachtungsweise vom Bedürfnis des Menschen bestimmt ist, sich real in der Natur aufzuhalten und zu bewegen, hätte sie also an der *Idee eines radikalen Naturschutzes* ihre Grenze: Es geht um die Anerkennung von Zonen der Unbetretbarkeit, in denen die Natur ohne Eingriffe des Menschen »sich selbst« überlassen bleibt. Faktisch kann es allerdings nur um die Erhaltung bestimmter Areale einer inzwischen durch den technologischen Fortschritt weitgehend umgestalteten Natur und Landschaft gehen. Hier genügt eine ethische Begründung, die mit der anthropo-

zentrischen Perspektive in dem Sinne vereinbar ist, dass der Mensch sich zu einer Art *Treuhänderschaft gegenüber der Natur* verpflichtet, die in der *Verbindung von Artenschutz, Biotopschutz und Prozess-Schutz* ausdrücklich auch die Möglichkeit eines Verzichts auf jegliche Nutzung einschließt. Da das Interesse an der Landschaft als Erholungs- und Erlebnisraum unter Bedingungen des Massentourismus mehr oder weniger starke Eingriffe in den Naturraum impliziert, muss an dieser Stelle also ausdrücklich der *Vorrang des Ethischen vor dem Ästhetischen* betont werden, während der Standpunkt ästhetischer Erfahrung als eher kontemplatives Verhältnis zur Landschaft – etwa im Sinne des einsamen romantischen Wanderers – umgekehrt die Anerkennung ethischer Verpflichtungen fördern kann, insofern dieses Verhalten einerseits für einen »sanften« Umgang mit den landschaftlichen Ressourcen sensibilisiert und andererseits das Interesse an Erhaltung oder gar Steigerung der Vielfalt, Eigenart und Schönheit einer Landschaft unterstützt. Es gibt allerdings keinen einfachen Parallelismus der Bewertung. Deshalb ist es auch ein Irrweg, die Ästhetik nunmehr als Teildisziplin der Ökologie verstehen zu wollen.⁵ Eine solche Kurzschließung von Ästhetik, Ethik und Ökologie verkennt den spezifischen Geltungscharakter und die historische Dynamik ästhetischer Urteile.

Die Schwierigkeiten der Einbeziehung solcher Urteile in die Praxis des Naturschutzes seien hier am Beispiel des Artenschutzes erläutert, der zum Kernbestand der Argumentation über den Schutz der Landschaft des Mittelrheintals gehört. Die Refugien der Smaragdeidechse in bestimmten Weinbergterrassen sind dafür geradezu zum Symbol geworden. Dieses von nahezu jedermann als »schön« eingestufte Tier könnte man nun mit der ebenfalls unter Schutz stehenden, aber eher unscheinbaren und für ungeübte Augen schwer zu entdeckenden Ödlandschrecke konfrontieren, um zu ermitteln, dass sich die Argumentation der Artenschützer zwar durch ästhetische Urteile unterstützen lässt, dass hier das Ästhetische jedoch nur als ein für die Rhetorik in der Öffentlichkeit durchaus willkommenes Begleitmoment einer im Prinzip ethischen Argumentation fungiert. Arten sollen eben »als Wert an

sich« und ohne Rücksicht auf ihre besondere ästhetische Attraktivität erhalten werden.

Die Erfahrung einer Landschaft wie der des Mittelrheintals ist seit der Begründung der neuzeitlichen Ästhetik im 18. Jahrhundert wesentlich durch Bilder bestimmt, deren Spektrum von der Vorstellung der Landschaft als großer Garten oder erweiterter Park bis zur Idee einer abenteuerlichen Wildnis reicht, die für die Theoretiker des Naturschönen unter den Rahmenbedingungen westeuropäischer Zivilisation allerdings nur ein imaginärer Grenzwert sein konnte.⁶ So bezog sich Immanuel Kant auf eine Beschreibung der Insel Sumatra, um als ästhetisches Ideal eine »an Mannigfaltigkeiten bis zur Üppigkeit verschwenderische Natur« zu beschwören, »die keinem Zwange künstlicher Regeln unterworfen ist« und dem Geschmack des Betrachters »für beständig Nahrung geben kann«, während ein landwirtschaftlicher Nutzung unterworfenen »Pfeffergarten, wo die Stangen, an denen sich dieses Gewächs rankt, in Parallellinien Alleen zwischen sich bilden«, ästhetische Langeweile erzeuge.⁷

Trotz seiner imaginären Züge bleibt das Bedürfnis nach dem Wilden, Chaotischen, Ungeregelten der Natur als wichtiges ästhetisches Kriterium des Widerspruchs gegen alle Vorstellungen vollkommener Planbarkeit bedeutsam. Dafür steht innerhalb einer vom Menschen vielfältig umgestalteten Landschaft als pars pro toto die Brache. Der am Sinn des Fortschritts zweifelnde Philosoph Schopenhauer feierte sie mit den Worten: »Wie ästhetisch ist doch die Natur! Jedes ganz unangebaute und verwilderte, d.h. ihr selber frei überlassene Fleckchen, sei es auch klein, wenn nur die Tatze des Menschen davon bleibt, dekoriert sie alsbald auf die geschmackvollste Weise, bekleidet es mit Pflanzen, Blumen und Gesträuchen, deren ungezwungenes Wesen, natürliche Grazie und anmutige Gruppierung davon zeugt, dass sie nicht unter der Zuchtrute des großen Egoisten aufgewachsen sind, sondern hier die Natur frei gewaltet hat. Jedes vernachlässigte Plätzchen wird alsbald schön.«⁸ Die von den Winzern aufgegebenen und langsam verfallenden Weinterrassen am Mittelrhein können hier die ästhetische Ambivalenz der Bilder zwischen der Lust am Chaotischen und dem Bekenntnis zur kulturellen Ordnung

verdeutlichen.

Die Fixierung auf Bilder und die dadurch bedingte Vorprägung der Einstellung zur Landschaft ist bei aller Vielfalt der Möglichkeiten zwischen Wildnis und Idylle eine die ästhetische Erfahrung des Gesamtphänomens Landschaft und Natur einschränkende Sichtweise, weil die »leibhaftige« Präsenz tendenziell alle Sinne aktiviert. Wird die Realität einer Landschaft konsequent an die raumzeitliche Situation des ästhetisch erfahrenden Subjekts gebunden, so potenziert sich außerdem die Bedeutung des Einzelnen, Singulären, Individuellen bis hin zum Wechsel einzelner Augenblicke, wenn sich z.B. eine Wolke vor die Sonne schiebt und das Flusstal dadurch in einem anderen Licht, einer anderen Atmosphäre, einem anderen Farbklang erscheint. Die ästhetische Erscheinung modifiziert sich ebenso nach dem räumlichen Eindruck. Allein der Standortwechsel vom Ufer zur Höhe mit der Erfahrung des Aufstiegs und Abstiegs oder der Blickwechsel vom weiten Flusstal ins enge Seitental markiert eine solche Vielzahl ästhetischer Differenzen in der Wahrnehmung der Physiognomie einer Landschaft, dass sie durch keine noch so detaillierte Beschreibung oder bildliche Dokumentation wiedergegeben werden kann.

Die Komplexität wird nun noch gesteigert durch die »innere« Resonanz als individueller Färbung durch die Empfindungen, Gefühle und Reflexionen dessen, der sich in dieser Landschaft bewegt. Die Romantiker haben diese Dimension der Erfahrung entscheidend aufgewertet. Als Gefüge von Assoziationen kann sie nun über die realen Gegebenheiten hinaus den ganzen Raum der Phantasie erfüllen und schließt eine aus Mythen, Märchen und Sagen gewobene imaginäre Historie ausdrücklich ein. Zu einem solchen romantischen Naturverständnis gehört nicht zuletzt der Anspruch, mit Natur und Landschaft wie mit einem Subjekt einen Dialog zu führen: »Wird nicht der Fels ein eigentümliches Du, eben wenn ich ihn anrede? Und was bin ich anders als der Strom, wenn ich wehmütig in seine Wellen hineinschaue, und in Gedanken in seinem Gleiten verliere?«⁹ Diese Sprache lässt sich andererseits nicht in eine eindeutige Botschaft übersetzen; sie bleibt rätselhaft, dunkel, vieldeutig und schreibt

sich wie eine nicht zu entziffernde Hieroglyphe beunruhigend und verheißungsvoll zugleich in die Fraglichkeit der eigenen Existenz ein.¹⁰ Hier sind wir zugleich am weitesten von jedem Anspruch objektiver Begründbarkeit entfernt.

Die Frage, welche Natur wir schützen wollen, wird im Falle des Mittelrheintals sicherlich am stärksten dadurch irritiert, dass wir es insgesamt mit einer kulturell so stark überformten Natur zu tun haben, dass wir die Anteile von Kultur und Natur nur noch auf einer relativ allgemeinen analytischen Ebene z. B. der biologischen Bestimmung von Fauna und Flora trennen können. Es dominiert der ganzheitliche Zusammenhang dessen, was heute mit Recht »Kulturlandschaft« genannt wird. Welchen Anteil hier wiederum eine rückwärts gewandte, romantisch gefärbte Imagination hat, formuliert Lucius Burckhardt durch die provozierende These: »Kulturlandschaft ist die Landschaft, in die man zu spät kommt, deren Reiz darin besteht, dass man darin gerade noch lesen kann, wie es einmal war. Und wie es einmal war, das ist für uns so, wie es »eigentlich« sein müsste.« Derartige Rekonstrukte könne man im strengen Sinne gar nicht »konservieren«. Die Frage, was Kulturlandschaft in ihrer Substanz eigentlich

»ist«, sei daher »keine faktische oder historische, sondern eine ästhetische. Es ist die Frage, als was wir sie wahrnehmen.«¹¹ Der Folgerung, dass Kulturlandschaften *nur* »ein Konstrukt der Wahrnehmung« seien, lässt sich allerdings mit guten Gründen widersprechen. Die Dialektik von *Objektivität* – faktisches Gegebenes bestimmter landschaftlicher Verhältnisse –, *Subjektivität* – Wahrnehmung von Landschaft aus einer bestimmten persönlichen Perspektive – und *Intersubjektivität* – traditionell überkommenes und modern sich veränderndes kollektives Verständnis von Landschaft – lässt sich nicht bruchlos nach der einen oder anderen Seite hin auflösen. Es handelt sich vielmehr um einen höchst komplexen Prozess, der immer wieder nach Versuchen verlangt, die die Rekonstruktion des Vergangenen, die Wahrnehmung des gegenwärtigen Zustands und die Vorwegnahme zukünftiger Entwicklungen plausibel miteinander verbinden. Was daran mit Fug und Recht »Natur« genannt werden kann, ist also ein nie definitiv bestimmbarer dynamischer Zusammenhang, der im Sinne des Philosophen Ernst Bloch stets auch ein Stück Utopie als »Traum nach vorwärts« enthält.¹²

Anmerkungen

- 1 Immanuel Kant: *Werke*, hrsg. v. Wilhelm Weischedel, Bd. VI, Frankfurt am Main 1964, S. 410 / 411
- 2 Vgl. hierzu als frühes Beispiel einer grundsätzlichen Kritik Friedrich Achleitner (Hrsg.): *Die Ware Landschaft. Eine kritische Analyse des Landschaftsbegriffs*, Salzburg 1977
- 3 Schon Immanuel Kant und Friedrich Schiller (*Kallias oder Über die Schönheit*, 1793) hatte die Erfahrung des Naturschönen mit dem übergeordneten moralischen Gesichtspunkt einer Kultivierung aller »Gemütskräfte« in Verbindung gebracht. Zur neueren Diskussion vgl. Martin Seel: *Die Moral des Naturschönen*, in ders.: *Eine Ästhetik der Natur*, Frankfurt am Main 1991, S. 288 ff.
- 4 Vgl. dazu das Hauptwerk von Hans Jonas: *Das Prinzip Verantwortung – Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation*, Frankfurt am Main 1979
- 5 So der insgesamt eher plakative und analytisch kaum differenzierte Vorschlag von Gernot Böhme *Für eine ökologische Naturästhetik*, Frankfurt am Main 1989, wonach die Aufgabe einer aktuellen Ästhetik darin bestehe »zu klären, welche Rolle Schönheit in ökologischen Gefügen spielt, die gut sind im Sinne von zuträglich und wünschenswert für den Menschen.« (S. 46f.)

- 6 Zum gesamten historischen Kontext vgl. Brigitte Wormbs: *Über den Umgang mit Natur. Landschaft zwischen Illusion und Ideal*, München 1976; Jörg Zimmermann: *Zur Geschichte des ästhetischen Naturbegriffs*, in ders. (Hrsg.): *Das Naturbild des Menschen*, München 1982, S. 118 – 155; Manfred Smuda (Hrsg.): *Landschaft*, Frankfurt am Main 1986 und Jörg Zimmermann (Hrsg.): *Ästhetik und Naturerfahrung*, Stuttgart 1996
- 7 Kant: *Kritik der Urteilskraft*, § 22
- 8 Arthur Schopenhauer: *Vereinzelte Bemerkungen über Naturschönheit*, in ders.: *Die Welt als Wille und Vorstellung*, Bd. 2, Leipzig 1844.
- 9 Novalis: *Schriften*, hrsg. v. P. Kluckhohn und R. Samuel, Stuttgart 1960 ff., Bd. I, S. 389
- 10 Zur ästhetischen Lesart der Analogie von Natur und Sprache vgl. Jörg Zimmermann: *Ästhetische Erfahrung und die »Sprache der Natur«*, in ders. (Hrsg.): *Sprache und Weiterfahrung*, München 1978, S. 234 – 257
- 11 Lucius Burckhardt: *Landschaft ist transitorisch*, in: TOPOS Nr. 6, München 1994, S. 40
- 12 Vgl. Ernst Bloch über unabgeleitete Ansprüche von Tradition im Horizont einer antizipatorisch entworfenen Zukunft. (*Das Prinzip Hoffnung*, Frankfurt am Main 1959, Kap. 15ff.)



Von der Hornisse zum Helikopter

Industrialisierung und Naturschutz in der deutschen Geschichte
Dr. Nils Franke | Stiftung Naturschutzgeschichte | Königswinter

Die Verbindung zwischen Denken und Sehen ist evident. Das lateinische Wort »Intelligere« bedeutet nicht zufällig »Einsehen« und »Verstehen«. Denkanstöße, wie der Titel dieser Reihe heißt, entstehen oft durch »anderes Sehen«. Bestimmt werden unsere Sehgewohnheiten in erster Linie durch den physischen Aufbau unserer Augen. Dass es neben unserer Augenkonstruktion noch andere Möglichkeiten gibt, die uns umgebende Welt wahrzunehmen, wie z. B. das Facettenauge der Insekten, ist uns zwar bekannt, aber selten bewusst. Im Gegensatz zum menschlichen Linsenauge, wo nach dem Durchdringen des Glaskörpers das Licht ein umgekehrtes Bild auf die Netzhaut zaubert und dort von vielen Sinneszellen abgenommen wird, erfolgt bei einer Biene oder einer Hornisse die »Aufrasterung« bereits beim Eintritt des Lichts in das Auge. Das Insekt erhält auf diese Weise kein seitenverkehrtes, sondern ein seitenrichtiges Bild. Es sieht also »richtiger«.

Jedes kleine, sechseckige Element des Facettenauges ist ein eigenständiges Auge. Jedes Einzelelement seines Gesamtauges ist so für einen kleinen Bereich des Gesichtsfeldes zuständig. Die Natur oder die Hornisse als Lebewesen hat hier also eine andere Strategie zur Erfassung der Welt gefunden. Angesichts der Vielfältigkeit dieser Welt erscheint dies fast als die einleuchtendere Lösung.

Das ist abstrakt gedacht, denn am Ende wissen wir nicht, wie ein Insekt sieht oder noch viel schwieriger, wie es begreift. Solche Fragen erscheinen vom praktischen Standpunkt aus auch nicht sinnvoll, denn die Fähigkeit des Sehens hat die Natur ja durch das Linsenauge gelöst. Und sehr gut gelöst: Der Mensch kann sogar die Natur betrachten und ihr insbesondere durch kluges Beobachten und Nachkonstruktion Geheimnisse entlocken. Insekten wie Hornisse, Biene oder Libelle sind hier gute Beispiele für den Bereich der Flugapparate. Ihre Fähigkeit, nach unten, oben oder seitwärts zu fliegen bzw. sogar in der Luft zu stehen, findet man beim Helikopter wieder. Als Waffe verwendet, verbindet er die insektenähnliche aggressive Haltung des tiefgesenkten Anfliegens mit der auch beim Tier vorhandenen Bewehrung, dem Stachel bzw. der Rakete. Beide, Hornisse und Helikopter, lassen sich kaum in ihrer Flugbahn stören, wenn sie ihr Ziel ausgemacht haben.

Doch ist das die rationale Ausbeute der Beobachtung von Fluginsekten wie der Hornisse? Haben Konstrukteure

und Techniker genau hingeblickt? Wo bleibt die wunderbare Vielfalt des Facettenauges?

Diese Frage spiegelt den klassischen Blick des Menschen auf die Natur am Ende des 19. Jahrhunderts wider: Die Filetierung natürlicher Ressourcen zum alleinigen Gebrauch für den Menschen und zur Steigerung seiner Lebensqualität. Komplexe Zusammenhänge ohne direkten Nutzen werden beiseite gelegt. Als Messer dient die scharfe rationale Perspektive auf die Natur.

Rationalismus war die Grundlage der Naturwissenschaften in der westeuropäischen Geschichte, insbesondere seit dem Mittelalter. Die Naturwissenschaften wiederum waren eine maßgebliche Grundlage der Industrialisierung. In der Mitte des 19. Jahrhunderts verbanden sie sich in Deutschland mit der Technik und dem ihr



eigenen Einsatz von Maschinen als Ersatz von Menschenkraft sowie mit der Aufwendung von Kapital. Das Zusammenwirken dieser drei Faktoren hatte sich bereits in den 1840er Jahren angedeutet. Von 1850 bis 1873 fand dann der sogenannte »Take-Off« statt. D. h. die Wachstumsbeschleunigung des Sozialprodukts pro Kopf erreichte einen Punkt, an dem ein anhaltendes wirtschaftliches Wachstum gesichert wurde.¹

Zentren dieser Entwicklung waren um 1871 das Königreich Sachsen, das Rheinland usw., auch die Pfalz. Abgeschlagen waren dagegen Hannover, Ober- und Mittelfranken sowie Ost- und Westpreußen, Posen und Mecklenburg.² Sie sind als Industrialisierungsverlierer oder als Wachstumsverlierer zu bezeichnen.

Eine wichtige Voraussetzung und wichtige Folgen der weiteren industriellen Entwicklung waren die ansteigende Bevölkerungszahl und die Verstädterung. Bestan-

den im Deutschen Reich 1871 acht Städte mit 100.000 Einwohnern, so belief sich deren Zahl im Jahre 1910 bereits auf 48.³ Das Problem der Überbevölkerung kam auf.

Eine sich modernisierende Landwirtschaft und der Ausbau des Eisenbahnwesens bewirkten, dass 1846/47 die letzte große Ernährungskrise in Deutschland zu verzeichnen war – abgesehen von Sonderereignissen wie Krieg, die immer zu einer schwierigen Versorgungslage führen. Industrialisierung war nur durch die Entwicklung der Eisenbahn möglich. Sie erlaubte eine Verringerung von Transportkosten für Güter und Menschen. Der Ausbau von Eisenbahnen beruhte auf einer neuen Form vom Kapitalakkumulation: der Aktiengesellschaft. Nur das Geld vieler konnte dieses Projekt finanzieren. Und die neue Technik ersetzte die Zugkraft von Tieren.⁴

Diese massive Veränderung der ökonomischen Grundlage und der gesellschaftlichen Strukturen führte natürlich zu Gegenreaktionen: Eine der Gegenreaktionen war die Entwicklung des Naturschutzes bzw. des Heimatschutzes.



Ernst Rudorff

Die Sehnsüchte eines Wilhelm Heinrich Riehl (1823 – 1897) oder des maßgeblichen Begründers des Naturschutzes und einer prägenden Person des Heimatschutzes, Ernst Rudorff (1840 – 1916), richteten sich auf die Ursprünglichkeit eines vorindustriellen Lebens, in dem nach ihren Vorstellungen Bauern und Siedler ihren Alltag auf dem Lande in einer festgefügt Ordnung verbrachten.⁵

Die ästhetischen Vorstellungen, d. h. die Bilder, die die Naturschützer im Kopf hatten, waren agrarromantisch bzw. die des Biedermeiers. Biedermeier, Agrarromantik? Wie kamen Menschen auf die Idee, dem Fortschritt entgegenzutreten und warum entwickelten sie gerade diese Ideen?

Dafür ist ein kurzer Exkurs in die Romantik notwendig. Denn sie ist ein Schlüssel zum Verständnis naturschützerischen Denkens.

Zunächst ist festzustellen, dass große Definitionsschwierigkeiten beim Begriff Romantik bestehen. Selbst ausgewiesene Werke wie die Propyläen haben große Mühe, eine allgemeingültige Definition zu geben. So schreibt J. J. Sheehan: »Nirgendwo kommen die widersprüchlichen Impulse innerhalb der Kultur der Revolutionszeit deutlicher zum Ausdruck als in den Lebensläufen und Werken jener Publizisten, Dichter und Maler, die der

Romantik zugeordnet werden. Was die Romantik war, lässt sich deshalb nur schwer definieren, weil es ihr an einem autoritären Zentrum, an transzendentalen Zielen und an jener inneren Geschlossenheit fehlt, die es ermöglichen würde, den Wesenskern ihrer Auffassung herauszuarbeiten und anhand dessen zu entscheiden, wer dazugehört und wer nicht. Die Romantik war eine Bewegung, keine Schule.«⁶ Der Versuch, die deutsche Romantik über romantische Bewegungen außerhalb der eigenen nationalen Grenzen zu definieren, schlägt fehl. Dieses Scheitern weist umso stärker auf ihre so hohe phänomenologische



J. v. Eichendorff

Vielfalt bzw. den oft geübten semantischen Missbrauch des Begriffes hin.⁷ Das Hauptproblem besteht in der Vielfältigkeit des Phänomens. Das Posthorn, das bei Joseph von Eichendorff (1788 – 1857) abends in der Ferne durch den Wald schallt, ist ebenso romantisch wie die dörfliche Szene, wenn ein alter Mann unter der Linde einem Jungen in einer ruhigen Marktszene lächelnd einen Apfel gibt oder die Sonne »romantisch« untergeht. Der Versuch, die Romantik über das Ding an sich, über die Außenwelt zu erfassen, funktioniert nicht, weil grundsätzlich alles romantisch sein kann.

Was ist nun Romantik?

Romantik beruht letzten Endes auf dem Subjekt, das die Welt romantisch verklärt.

Der Philosoph Carl Schmitt (1888 – 1985) geht bei der Definition von Romantik genau in diese Richtung.⁸ Er meint, »dass die Definition des Romantischen nicht von irgendeinem als romantisch empfundenen Gegenstand oder Thema ausgehen darf, vom Mittelalter oder der Ruine, sondern vom romantischen Subjekt. Immer wird man auf eine bestimmte Art von Mensch treffen, und das versteht sich im Geistigen von selbst. Auf das eigentümliche Verhalten des Romantikers ist zu achten und von der spezifisch romantischen Beziehung zur Welt auszugehen, nicht von dem Ergebnis dieses Verhaltens und von all den Dingen und Zuständen, die sich in bunter Menge als Folge und Symptom einstellen.«⁹

Schmitt ordnet diese Haltung in die philosophische Strömung des Occasionalismus ein. Der Begriff *Occasio* ist hier mit Gelegenheit zu übersetzen und das bedeutet:

Das romantische Subjekt kann aus jeder Gelegenheit den Anlass eines romantischen Empfindens machen. »So kommt es also auch im Romantischen zu einer Umgestaltung der Welt, aber zu einer anderen, als Fichte sie pos-



tulierte hatte. Es war die Umwandlung in Spiel und in der Phantasie, die »Poetisierung«, d. h. die Benutzung des konkret Gegebenen, selbst jeder sensuellen Wahrnehmung, als Anlass zu einer »Fabel«, einem Gedicht, einem Objekt ästhetischer Sensationen, oder weil dies der Etymologie des Wortes Romantik am besten entspricht, zu einem Roman.«¹⁰ Damit erklären sich die scheinbar verwinkelten romantischen Phänomene. »Fichtes absolutes Ich, ins Gefühlsmäßig-Ästhetische umgebogen, ergibt eine nicht durch Aktivität, sondern in Stimmung und Phantasie veredelte Welt.«¹¹

D. h. das Subjekt nimmt in der Romantik eine zentrale Rolle ein. Nicht die Welt, auf die es trifft, ist verzaubert. Es verzaubert die Welt.

Die Industrialisierung war dagegen die Entzauberung der Welt: Die Degradierung einer mystischen Bergschlucht zu einem Steinbruch, die Abschaffung von malerischen Stromschnellen zugunsten eines Kraftwerksbaus oder die Beobachtung der Hornisse und der Libelle zur Schaffung eines neuen Flugapparats.

Der Begriff Naturschutz wurde 1888, also knapp 60 Jahre nach der Hochromantik, von dem Komponisten und Pianisten Ernst Rudorff geprägt. 1904 gründete er den

Deutschen Bund Heimatschutz, eine Bewegung, die ein umfassendes und erfolgreiches reichsweites Konzept zur Bewahrung der Heimat erarbeitete. Der Naturschutz ist hier inbegriffen.

Mit Ernst Rudorff haben wir den klassischen Romantiker vor uns. Sein empfindsames Innenleben spiegelte sich in seiner Musik, in seiner Unfähigkeit zu größeren Auftritten, seiner grundsätzlichen Zurückgezogenheit, in seinem Bezug zur Natur, seiner Leidenschaft für einsame Spaziergänge wider. Ludwig Tieck oder Wilhelm Grimm lernte er noch persönlich als Kind kennen.¹² Sein Feind und der Ursprung seiner Idee des Naturschutzes bzw. des umfassenderen Heimatschutzkonzepts war die Ausräumung der Landschaft, ihre Entleerung durch die Flurbereinigung.

Damit wird die obengestellte Frage nach Biedermeier und Agrarromantik beantwortbar. Das Biedermeier ist der äußerliche Idealzustand des Romantikers: Die Anziehungskraft des Biedermeiers liegt in seiner Harmonie, das dem allein auf sich zurückgeworfenen Subjekt in seinem äußerlichen Leben entgegenkommt. Unbeeinflusst von äußeren Zwängen der Lebensbewältigung kann er geistig produzieren, dichten, musizieren, schreiben, kann alles zum Anfang eines Romans machen.

Die Anziehungskraft der Agrarromantik wird so ebenfalls verständlich. Sie liegt für den Romantiker in dem wichtigen, symbolischen Begriff der »Ursprünglichkeit«. Ursprünglichkeit wird von Ernst Rudorff im Rousseauschen Sinne verstanden. Ursprünglich ist das noch nicht vom Zivilisationsprozess Berührte, Unbeeinflusste: Der Bauer, der der Natur durch die Kraft seiner Hände, durch den Schweiß seiner Arbeit die Grundlagen seines Lebens abringt. Der mit der Natur verwachsen ist, ihre Kraft in sich



J. J. Rousseau

trägt und gleichzeitig in Ordnung und Übereinstimmung mit ihr lebt. Es ist die gleiche Urtümlichkeit, die der einzelne in der archaischen Würde eines eiszeitlichen Findlings wiederfindet, in seiner Größe, seinem Alter, der verschwundenen Kraft, die ihn über Jahrhunderte abschliff und an seinen jetzigen Ort in der Fremde transportierte, die Ehrfurcht davor.¹³

Diese Empfindungen und Vorstellungen von Natur und natürlichem Sein sind allerdings komplex. Sie bestehen in unscharfen geistigen Beziehungen zwischen dem Menschen und seiner Welt oder zwischen Teilen dieser Welt zueinander, also in der romantischen Poetisierung als einer Form der Weltwahrnehmung und -interpretation.



Dagegen stand am Ende des 19. Jahrhunderts die Prädominanz der rationalen Naturwissenschaften. Ihr Wissen und ihre Methode waren ein Fundament für die Entzauberung der Welt in der Industrialisierung. Naturschützer wie Ernst Rudorff traten dieser neuen Entwicklung oft mit dem geistigen Rüstzeug der Romantik und des Biedermeiers entgegen. Damit kommen wir der Frage näher, welche Natur geschützt werden sollte:

Die Ideallandschaft, die Ernst Rudorff übrigens z. B. ganz konkret in Lauenstein bei Hannover, seinem bevorzugten Aufenthaltsort, bewahrt sehen wollte, sah etwa folgendermaßen aus: Waldränder, die unregelmäßig in die freie Landschaft ragten, Wiesen, die sich anschlossen und die durch Windschutzstreifen geteilt wurden, mäandrierende Bäche durchziehen sie, einzelstehende Bäume geben der Gegend Charakter, ein kleiner Teich ruht neben einem großen Stein, einem eiszeitlichen Findling.¹⁴

Vielfältigkeit ist hier eine zentrale Idee. Vielfältigkeit der Oberfläche, wie hier beschrieben, bedeutet vielfältige Mikroklimata auf engem Raum, vielfältige Lebensräume für Flora und Fauna oder anders benannt, hohe »Biodiversität«. In diesen Lebensräumen scheint eines in das andere zu greifen, organisiert sich das Leben in gleichsam vernünftiger Weise. Die Natur als ganzheitlichen Organismus zu begreifen, wird im 19. Jahrhundert durch Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling (1775 – 1854) erkenntnistheoretisch aufgegriffen und bestimmt den Blick der Romantiker auf sie.¹⁵ Auch die Naturschützer nahmen diese Sicht gerne auf, und für die Ökologie ist sie definitionsgemäß ein gedanklicher Ausgangspunkt.¹⁶

Damit können wir zumindest die Frage beantworten, welche Natur zu Beginn des 20. Jahrhunderts von den Naturschützern geschützt werden sollte. Es sollte eine Landschaft sein, die einer vielfältigen, eigenartigen Tier und Pflanzenwelt Platz bot. Das sie betrachtende Individuum

sollte sie als schön, in manchen Teilen als erhaben oder Ehrfurcht gebietend wahrnehmen können. Der Mensch sollte in Übereinstimmung mit ihr leben und Kraft aus ihrer Urtümlichkeit schöpfen.

Sie selbst war ein Organismus, d. h. dass ein Element ganzheitlich in das andere griff. Der Fortentwicklung dieser Landschaft standen die Naturschützer nicht grundsätzlich ablehnend gegenüber. Eingriffe in die Natur und die Lebensweise der Menschen sollten unter Bewahrung des traditionellen, baulichen und natürlichen Erbes der Vergangenheit langsam, gleichsam wie gewachsen, vorgenommen werden.¹⁷

Die Idylle dieser Beschreibung erscheint sehr harmlos, angesichts der Macht der Industrialisierung ein wenig weltfremd. Doch die ihr innewohnende Kraft entfaltet sich wenige Jahrzehnte später: In der Hinwendung zum »starken Staat« des Nationalsozialismus.

Es ist auffallend, wie lautlos die Gleichschaltung der Naturschutzverbände bzw. die Übernahme des amtlichen Naturschutzes zur Zeit des Nationalsozialismus vor sich gehen konnte. Offensichtlich gab es ideologische Übereinstimmungen, die dies ermöglichten. Die totalitäre Ideologie des Nationalsozialismus, die das ursprüngliche germanische Wesen beschwor und das Volk als eine organische Einheit begriff, entsprach damals weitgehend den Forderungen des Naturschutzes nach Ganzheitlichkeit und Ursprünglichkeit.

Walther Schoenichen (1876 – 1956) war 1913 – 1922 Geschäftsführer des Provinzialkomitees für Naturdenkmalpflege in Posen, dann »Leiter der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen« (1922 – 1938) bzw. ab 1936 der »Reichsstelle für Naturschutz«. Er begrüßte die Machtergreifung der Nationalsozialisten. Als Naturschützer in exponierter Position, der fraglos aufgrund seiner Erfahrung die gesellschaftliche Strömung kannte, der er diente, schrieb er 1937: »Da der Naturschutz seinem innersten Wesen nach unzweifelhaft eine romantische Idee ist, kann es nicht überraschen, wenn insbesondere eine Reihe von Vertretern der romantischen Dichterschule gleichsam in prophetischer Weise sich in ihren Werken zum Naturschutz bekannt haben.«¹⁸ Er bezieht sich dabei auf Adalbert Stifter, den »Poeten des Hochwaldes«, und Wilhelm Heinrich Riehl.¹⁹

Die Romantik wiederum brachte seiner Meinung nach die Idee des Naturschutzes, nicht den Begriff selbst, zum Durchbruch, da sie das Chaos und die Erhabenheit der



Natur, ausgedrückt in der »Urlandschaft«, gegen das klassische Ideal der domestizierten, menschengemachten Harmonie setzte. Die Wiederentdeckung des Germanentums, des deutschen Volksliedes, des deutschen Volksmärchens durch die Gebrüder Grimm, das Plädoyer für den Erhalt der Natur in Schriften von Joseph von Eichendorff, Ludwig Tieck, Achim von Arnim, August von Platen und Nikolaus Lenau, die Malerei von Caspar David Friedrich, die Musik Carl Maria von Webers, Franz Schuberts und Robert Schumanns sind für ihn Wege zur deutschen Heimat, zur Bewahrung der Natur und zum Deutschtum an sich.²⁰

Es ist daher völlig verständlich, dass dieser Rückgriff auf die Romantik seitens des Leiters der »Reichsstelle für Naturschutz« 1938 der Öffentlichkeit ganz und gar genehm war. Er fand auch nicht aus äußerlichen Gründen der Anpassung statt, vielmehr aus Überzeugung: Schoenichen selbst war offenbar schon seit 1932 Mitglied der NSDAP, spätestens seit 1933.²¹ Auch andere führende Naturschützer wie H. Klose (1880–1963), Leiter der »Reichsstelle für Naturschutz« von 1938–1945, H. Schwenkel (1896–1957), Leiter des Referats für Landschaftspflege bei der »Obersten Naturschutzbehörde« in Berlin von 1938–1944 oder H. Wiepking-Jürgensmann (1891–1973), Sonderbeauftragter für Landespfl ege im Planungsstab des »Reichskommissariats für die Festigung des deutschen Volkstums« vertraten die nationalsozialistische Ideologie.²²

Der Romantikbegriff mit seinem Bezug zur Heimat, zur Natur und zum deutschen Volk besitzt noch weitere Dimensionen, die der nationalsozialistischen Ideologie entgegenkamen. R. H. Dominick spricht bei einem Vergleich der nationalsozialistischen Ideologie mit den Vorstellungen der Naturschützer elf Punkte an:²³

Die Vorstellung der »Nationale[n] Wiedergeburt«, die im Begriff des Dritten Reichs ihren Ausdruck findet. Der Autor selbst schafft den Bezug zur Romantik, indem er den be-

kannten Naturschützer Konrad Günther (1874–1955) zitiert. Dieser argumentiert nicht als Historiker, sondern als Naturschützer, wenn er die Niederlage des Deutschen Reichs im Ersten Weltkrieg auf die fehlende Verbundenheit der Deutschen mit ihrer Heimerde und mit ihrer Natur zurückführt. Er greift in diesem Zusammenhang sofort auf die Zeit der Befreiungskriege zurück, in der die Romantik und der Nationalismus die Beziehung zwischen den Deutschen und der Natur, ihren Traditionen und ihrer Lebensweise wiederbelebten.²⁴

Auch das nationalsozialistische Schlagwort vom »Blut und Boden« als Ausdruck der Auffassung, dass die Natur den Charakter einer Nation beeinflusse, entsprach dem Naturschutz. Der besonders von Wilhelm Heinrich Riehl vorgebrachte Ansatz, die Seele des Menschen mit der Landschaft zu verbinden, passte sich hier ein.²⁵

Die *Idealisierung des Landvolkes, der Antimodernismus, konservative ästhetische Vorstellungen, Technologiekritik, Materialismuskritik* und die *hohe Bedeutung der Volksgemeinschaft* sind weitere Brücken zwischen nationalsozialistischer und naturschützerischer Gedankenwelt gewesen. Andererseits muss deutlich gesagt werden, dass dieser Kontext bei Begriffen wie *Militarismus, Antikommunismus* oder *Rassismus* nur schwer nachzuweisen ist.²⁶

Und das romantische Bild der Natur, das sich im 19. Jahrhundert im Naturschutz entwickelte, blieb ein ideelles Konstrukt. Gerade die Zeit von 1933 bis 1945 ist von einer mächtigen Veränderung und Ausbeutung der deutschen Landschaft insbesondere zur Vorbereitung und Durchführung des Zweiten Weltkrieges gekennzeichnet. Die der Nachkriegszeit folgende Aufbauphase führte diesen Weg, diesmal im Zeichen des Wirtschaftswunders und einer demokratischen Gesellschaftsordnung, fort. Wieder filetiert der analytische Blick die Natur, die komplexen Bestandteile bleiben unberücksichtigt. Welche Bilder von Landschaft enthalten die heutigen Naturschutzgesetze bzw. die Köpfe der Naturschützer?



Anmerkungen

- 1 W. Siemann: *Deutschland 1849–1871*. (Suhrkamp Edition 1537, neue Folge Bd. 537). Frankfurt/Main 1990. S. 90–93
- 2 ebda S. 100
- 3 G. Schölgen: *Das Zeitalter des Imperialismus*. (Oldenburger Grundriss der Geschichte Bd. 15.) 3. Aufl. München 1994. S. 18
- 4 W. Siemann: *Deutschland 1849–1871*, S. 102–103
- 5 Vgl. Schölgen 1994, S. 18
- 6 J. J. Sheehan: *Der Ausklang des Alten Reichs. Deutschland seit dem Ende des Siebenjährigen Krieges bis zur gescheiterten Revolution 1763 bis 1850*, (Propyläen-Geschichte Deutschlands Bd. 6). Frankfurt/Main 1994, S. 299f
- 7 Carl Schmitt: *Politische Romantik*, 6. Aufl. Berlin 1998. S. 25–40. Hinweis: Der Staats- und Völkerrechtler Carl Schmitt erfährt im Moment eine Renaissance. Sein wissenschaftlicher Rang wird von seinen Schriften vor 1933 begründet, zu denen auch seine Ausführungen zur Romantik zählen. Später wandte er sich als Anhänger eines starken Staates der NSDAP zu. Seine Werke ab 1920 sind ideologieverhaftet. (F.A. Brockhaus (Hrsg.): Brockhaus. Die Enzyklopädie in 24 Bänden. Leipzig, Mannheim 1998. Bd. 24 S. 396).
- 8 ebd. S. 92f
- 9 ebd. S. 6
- 10 Schmitt 1998. S. 92
- 11 ebd. S. 92f
- 12 A. Knaut: *Zurück zur Natur. Die Wurzeln der Ökologiebewegung*, München 1993, S. 27
- 13 Vgl. W. Bock: *Die Naturdenkmalpflege*, (Naturwissenschaftliche Wegweiser Serie A. Bd. 10.) Stuttgart 1910. S. 2. »Hatte man anfänglich das Bestreben, nur merkwürdige Gebilde, sonderbare Felsbildungen oder Baumformen, seltene Pflanzen und Tiere zu schützen, so gewann allmählich der Gedanke an Boden, dass nicht der einzelne Gegenstand allein der Erhaltung Wert sei, sondern dass alles das bewahrt bleiben müsse, was das ursprüngliche

- und unverfälschte Wirken der Natur zeige, was durch Alter geheiligt und ehrwürdig geworden, und was von den Altvorderen gepflegt und geschützt wurde«. Vgl. auch die Naturdarstellungen bei Adalbert Stifter z.B. in A. Stifter: *Der Hochwald*, Berlin 1966
- 14 Vgl. Knaut 1993. S. 27–40 / Viktor von Geramb: *Wilhelm Heinrich Riehl. Leben und Wirken*, Salzburg, Freilassing 1954, S. 32ff
- 15 Schmitt 1998, S. 64
- 16 Vgl. z.B. G. Zirnstein: *Ökologie und Umwelt in der Geschichte*, (Ökologie und Wirtschaftsforschung Bd. 14). Marburg 1996. S. 104ff. / Cornel Schmidt: *Erziehung zum Naturschützer*, In: Nationalsozialistische Lehrerzeitung (Hrsg.): *Reichszeitung der deutschen Erzieher*, Heft 8. Bayreuth 1937. S. 301. / Vgl. auch M. Klein: *Naturschutz im Dritten Reich*, Mainz 1999. S. 305f zu W. Schoenichens Naturauffassung. Die Darstellungen des engagierten Naturschützers Hermann Löns atmen ebenfalls den Geist einer harmonischen Natur. Z.B. H. Löns: *Mein Grünes Buch: Das klassische Löns-Werk*, Berlin 1977.
- 17 R. P. Siefert: *Fortschrittsfeinde? Opposition gegen Technik und Industrie von der Romantik bis zur Gegenwart*, München 1984.
- 18 Walther Schoenichen: *Die Entwicklung des deutschen Naturschutzes*, In: *Reichszeitung der deutschen Erzieher. Nationalsozialistische Lehrerzeitung*, Heft 8/1937, S. 293
- 19 ebd.
- 20 Walther Schoenichen: *Naturschutz-Romantik oder Wirtschaftsfaktor?*, In: *Neues Archiv für Niedersachsen. Landeskunde, Statistik, Landesplanung*, Jahrgang 1954 Heft 1/3, S. 23
- 21 Manfred Klein: *Naturschutz im Dritten Reich*, Mainz 1999. S. 305
- 22 ebd. S. 303ff
- 23 R. H. Dominick: *The Environmental movement in Germany. Prophets and Pioneers, 1871–1971*, Bloomington, Indianapolis 1992, S. 86
- 24 Vgl. Knaut 1977. S. 31
- 25 Dominick 1992. S. 86

Mutter Natur und Vater Staat

Über die Reproduktion gesellschaftlicher Unbewusstheit durch Naturschutz
Prof. Dr. Gerda Schneider | Universität Wien

Kurzfassung | Entwicklungen im Naturschutz werden auf Grundlage einer allgemein kritischen und feministischen Theorie der Landschaftsplanung reflektiert. Anhand der Fragestellung »Welche Natur schützen wir?« werden zentrale Argumentationsmuster des Naturschutzes auf den strukturalistischen Ebenen des Realen, Imaginären und Symbolischen analysiert. Charakterisiert durch Asymmetrien und Abwertungen ist der Naturschutz von Vater Staat durch die männliche symbolische Ordnung strukturiert. Die Einführung einer weiblichen symbolischen Ordnung, frei von herrschafts- und ausbeutungsorientierten Beziehungen, eröffnet auch für den Schutz der Natur neue Handlungsperspektiven.

Planungsverständnis und Thesen | Der Beitrag ist praktisch und theoretisch von einem allgemein kritischen und feministischen Standpunkt¹ aus formuliert und reflektiert die Entwicklungen im Naturschutz aus landschaftsplanerischer Perspektive. Ähnlich dem Studium generale an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz arbeitet die Landschaftsplanung mit fachübergreifenden Ansätzen und hat die Aufgabe, »Einsichten in die Zusammenhänge zwischen wissenschaftlichem Erkennen und lebensweltlicher Praxis zu vermitteln«². Auch die Landschaftsplanung lernt von verschiedenen Disziplinen wie Vegetationskunde, Soziologie, ökologischer Landbau, naturnahe Forstwirtschaft, politische Ökonomie, vorausgesetzt, sie haben eine kritische Theorie der Gesellschaft zur interdisziplinären Verständigung.

Landschaftsplanung ist eine Humanwissenschaft, keine Naturwissenschaft, weil Menschen und deren Handlungsfreiräume gesichert oder erweitert und mit den Handelnden Perspektiven und Planungen formuliert werden. Sie ist eine Indizienwissenschaft³, weil sie anhand der materiellen Ausstattung die Landnutzung, die Bau- und Freiraumstrukturen, die Vegetationsstrukturen, Gewässer, Böden u. ä. und die in sie eingeschriebene Geschichte und Problemstellungen diagnostisch und prognostisch auf planerische Perspektiven untersucht. Landschaftsplanung ist eine Erfahrungswissenschaft, weil sie Synthesewissen aus bewährter Praxis, aus Kundigkeit, aus der kritischen Reflexion, im Dialog mit Nutzerinnen und Nutzern transdisziplinär generiert. Landschaftsplanung hat als mittelbare Zielsetzung die Sicherung sozialer, autonomer Lebensverhältnisse.⁴ Land und Leute, auch die Naturlandschaft, sind nur über die gesellschaftliche Arbeit, insbesondere die Subsistenzarbeit zu verstehen. Landschaft in ihrer materiellen Struktur (Landnutzungs-, Vegetationsstruktur u. a.) kann durch die Produktionsweise und die Produktionsverhältnisse auf der Grundlage der naturbürtigen Voraussetzungen beschrieben werden.⁵ Das planende Verstehen und das »verstehende Planen«, allgemein kritisch und feministisch, ist der Plan der Landschaftsplanung.

In der Landschaftsplanung unterscheiden wir nach dem Strukturalismus drei Ebenen der Analyse und Reflexion⁶, auf deren Basis ich auch die Frage »Welche Natur schützen wir?« erörtern werde. Das Reale umfasst die materielle Ausstattung und Landnutzungsstrukturen mit ihren sozioökonomischen Verhältnissen, das Imaginäre thematisiert

planerische Leitbilder und das Symbolische erfasst die symbolische Ordnung neu, z. B. jene des weiblichen und männlichen Geschlechts.⁷ Naturschutz agiert verdeckt, so meine These, vor allem auf den beiden Ebenen, die Unbewusstheit (re)produzieren, nämlich auf der imaginären Ebene mit Ideologieproduktion und auf der symbolischen Ebene mit Un-Ordnung durch Herrschaftsbeziehungen und Irrationalitäten. Die strukturalistische Unterscheidung der drei Betrachtungsebenen ermöglicht ein Erkennen der unbewussten Strukturen, die unser Handeln bestimmen; sie können zur Sprache gebracht und reflektiert werden. Mit der feministischen Theorie der sexuellen Differenz⁸ kann die symbolische Un-Ordnung des Naturschutzes benannt und die Differenz – für Frauen und für Männer – erarbeitet werden.

Gegenstand dieses Beitrags ist der administrative Naturschutz von Vater Staat. Naturschutz und NaturschützerInnen sind nicht durch Naturwissenschaft zu verstehen, so meine These, sondern durch politische Ökonomie und

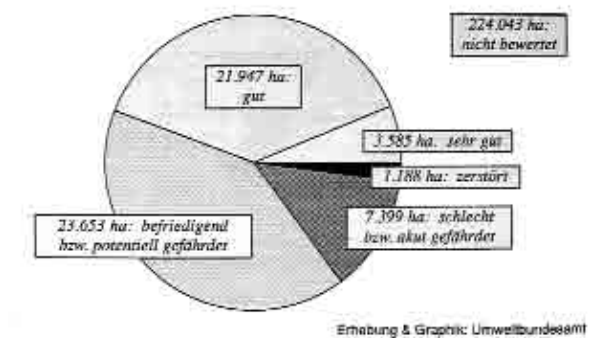


Abb. 1 | Zustandsbewertung der österreichischen Naturschutzgebiete nach Flächen.

Sozialpsychologie. Der Gegenstand des Naturschutzes ist ungeklärt, ja um so unsicherer, je länger der administrative Naturschutz und heute z. T. auch der Verbandsnaturschutz und Vater Staat agieren.

Die ideologische Funktion des Naturschutzes ist die Produktion gesellschaftlicher Unbewusstheit – statt aufzuklären über die Gründe der (Umwelt-)Zerstörungen, die den Naturschutz erst nötig machen. Für einen Großteil der Naturschützer gilt: »Das gesellschaftliche Unbewusste ist als jener Teil des Unbewussten eines Individuums, den es gemeinsam mit der Mehrzahl der Mitglieder seiner sozialen Klasse hat (wobei »Klasse« den Stellenwert im Machtssystem ausgibt) ... Unbewusst muss all das werden, was die Stabilität der [Industrie-] Kultur bedroht ... was eine Gesellschaft gegen ihren Willen verändern könnte.«⁹

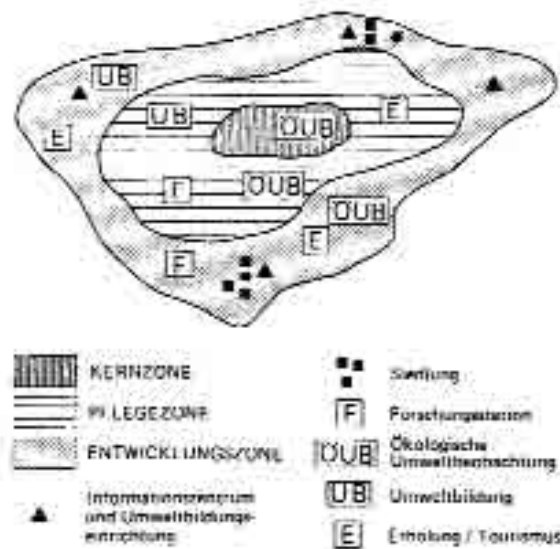


Abb. 2 | Schutzkategorien im Naturschutzrecht. Arbeitsberichte des Fachbereichs Stadtplanung-Landschaftsplanung an der GHK Kassel.

Unbewusst soll werden und bleiben, dass die Vorstellung von Natur, Landschaft und Paradies gesellschaftlich nach dem jeweiligen Stand der Technik und nach der Industrialisierung ausgerichtet werden. Naturschutz bildet im Sinne gesellschaftlicher Arbeitsteilung die Kehrseite der Medaille der Industrialisierung¹⁰, übernimmt die psychische Ent-Sorgung ihrer Bedrohungen und Zerstörungen durch Ablenkung, Täuschung und Scheinhandlungen.

Zum Irrealen in der Realität des Naturschutzes |

»Welche Natur schützen wir?« – ist nicht eine Frage, die an bereits vor 20 Jahren formulierte Kritiken am gängigen administrativen Naturschutz¹¹ anknüpfen würde. Sie lässt eher darauf schließen, dass der Gegenstand des Naturschutzes in der Beantwortung modernisiert werden soll. Damit wird der Naturbegriff differenziert, das zentrale ideologische Moment des Naturschutzes, die Formel der »Schutzbedürftigkeit« bleibt unberührt. Die propagierten Lösungen des Naturschutzes wie Schutzgebiete, Reserven für den Artenschutz, großflächige Pflegemaßnahmen in Kulturlandschaften werden heute dennoch zunehmend als Problem erkannt.

Vater Staat ist bekannt, welche Natur der Naturschutz schützt. Er hat sie selektiv durch das Konzept des Artenschutzes bestimmt, in Verordnungen beschrieben und ihre Entwicklungsziele benannt. Seltene Pflanzen und Tiere werden geschützt: nicht Brennnessel oder Quecke, kennzeichnende Pflanzen der agroindustriellen Produktionsflächen, sondern Flora und Fauna der extensiv bewirtschafteten Räume. Zum Beispiel sind Magerweiden mit Borstgras eine Rarität alter Triften und Weiden¹², nicht nur in Österreich. Das Borstgras ist an magere Standorte gebunden, an Tritt und Beweidung ohne Aufdüngung im Rahmen extensiver Viehwirtschaft. Die Borstgras-Triften waren gleichzeitig Wegeerschließung und Produktionsflächen. Bis zur Einführung der Düngung Anfang des 19. Jahrhunderts kamen sie häufig vor. Sie sind Ausdruck einer Bewirtschaftung, die die Standorte aushagerte und in diesem Sinne heute als nicht nachhaltig zu bezeichnen wäre. Die Borstgrasrasen sind heute deshalb so selten, weil die Grünlandbewirtschaftung intensiviert wurde und sie nur noch als Raritäten jahrhundertealter Wegerechte in Österreich erhalten sind. Ca. 95% aller Flächen, einschließlich der Schutzgebiete aller Kategorien sind durch die Bewirtschaftung, durch die Arbeit von Frauen und Männern entstanden, ausgenommen die wenigen Extremstandorte hoch über der Waldgrenze und die Trocken- und Feuchtgebiete. Halten wir fest: Die Lebensräume und ihre Tier- und Pflanzenwelten sind an die naturbürtigen Voraussetzungen und an die Kultur der Bewirtschaftung gebunden.

Vater Staat hat eine andere Wahrnehmung: in § 13 Bundesnaturschutzgesetz wird die Kategorie Naturschutzgebiete in Deutschland als »Gebiete mit wild lebenden Tieren und Pflanzen« definiert. Was im Naturschutzgesetz als »wild lebend« dargestellt wird, ist gesellschaftliche Kulturleistung unter sozio-ökonomischen Bedingungen, die im Rahmen der Industrialisierungsprozesse geändert werden.

In den 80er und 90er Jahren durchgeführte Biotopkartierungen bilden die Grundlage von Schutzgebietsausweitungen und Pflegeplänen. Sie umfassen selektive Aufzählungen von »Rote Liste – Arten«, also seltenen Pflanzen- und Tierarten, später auch von repräsentativen Arten. Die Methode der selektiven Auswahl ist ungeeignet, den Bestand bei Unterschützstellung zu beschreiben, auch lassen sich damit auftretende Veränderungen nach fünf oder zehn Jahren nicht nachzeichnen. Die ideologische Aufwer-



tung der Biotopkartierungen als »Inventarisierung« kann nicht davon ablenken, dass der administrative Naturschutz (mit wenigen Ausnahmen) eine Unternehmung ohne wissenschaftliche Grundlage – aber mit vollen Aktenschränken ist. Bewährtem, z. B. vegetationskundlichem Handwerk mit Tabellenarbeit, misst der Naturschutz keinen Wert bei. Stattdessen hat selektive Weltwahrnehmung mit willkürlich ideologischen Bewertungen wie »wertvolle und nicht wertvolle Lebensräume und Arten« die Ausweisung von Schutzreservaten bestimmt und auf der anderen Seite indirekt die (agro-)industrielle Nutzung der »Schutzräume« argumentativ gestützt. Das ist die doppelte ideologische Leistung des Naturschutzes.

Die Natur, die Vater Staat schützt, wird in den Verordnungen benannt: es sind sekundäre Lebensräume wie Halb- und Trockenrasen, Magerweiden, Streuwiesen, Feuchtgebiete u. ä. Der Begriff »sekundäre Trockenrasen« weist darauf hin, dass die Tier- und Pflanzengesellschaften Ersatzgesellschaften sind und es sich damit bei dem gängigen Gegenstand des Naturschutzes um eine zweite, von Menschen durch Arbeit geschaffene Natur handelt.¹³ Es kann an einem Standort auch die dritte, vierte, fünfte, oder x-te Natur sein, die geschützt wird, wenn ich die aktuell als Weide genutzte Fläche zum Bezugspunkt nehme mit den Vornutzungen Wiese, davor Acker, davor Wechselgrünland, usw. Was durch die Kultur der Arbeit

entstanden ist, kann nicht durch Administration, auch nicht durch administrativen Prozessschutz, erhalten werden. Wenn meine These richtig ist, so müssten sich die Schutzgebiete ändern und das Schutzziel wird mit planmäßiger Gewissheit verfehlt. In den Naturschutzgebieten entwächst die Natur den Schutzkategorien! In Österreich gelten $\frac{2}{3}$ der Naturschutzgebiete (NSG) als potenziell gefährdet, weil die primärproduktive Arbeit nicht getan wird, die sie erhalten würde. Österreichs offizieller Naturschutz schreibt dazu: »Aber nicht nur die übliche Landwirtschaft führt zu Störungen in den NSG, auch die Unterlassung jeglicher Nutzung kann sich aus Sicht des Naturschutzes negativ auswirken.«¹⁴

Der Naturschutz ist nach den Prinzipien der Industrialisierung strukturiert. Flächenfunktionalisierung, Aus- und Abgrenzungen, Monopolisierung sind die Merkmale. Er ist eine Wachstumsbranche, die bisher unentgeltliche, primärproduktive Arbeit in staatliche Dienstleistungen transformiert. Bei der aktuellen dritten industriellen Revolution durch Bio- und Gentechnologie kommt dem Naturschutz eine neue Rolle zu, die er für zusätzliche Budgetmittel und Personal übernehmen wird: die Gen-Reservate für biologische Vielfalt (Biodiversität) in den Schutzgebieten für Vater Staat zu verwalten mit dem Ziel, sie industriell zu nutzen. Die Aufbesserung »gen-verarmter« Tier- und Pflanzenpopulationen in Schutzgebieten ist der aktuelle Gegenstand fortschrittlicher universitärer Naturschutzforschung und wird auch dem Naturschutz den Einsatz der Gen-Patente auf Leben einbringen.

Der gängige Naturschutz konstruiert aus Eigeninteresse und für Vater Staat eine selektive, verdrehte Umwelt-Wahrnehmung. Der Ertrag aus subsistenzorientierter, also primärproduktiver Alltagsarbeit von Frauen und Männern im bäuerlichen Wirtschaften wird durch die angeeignete Definitionsmacht als »Natur« konstruiert. Die Entstehungskontexte der »schützenswerten Landschaftselemente« werden abgespalten und dafür neue erfunden. In den Inventarisierungen, Biotopkartierungen und Pflegeplänen ist dieser Prozess der behördlichen Produktion von Unbewusstheit nachzulesen und verordnet.

Der Naturschutz wächst, während die Handlungsspielräume der Kommunen, der Länder und des Bundes immer enger werden. Naturschutz als administrative Tätigkeit wird durch die Vorgaben aus Brüssel ausgebaut. 10 bis 15% der Länderflächen sollen unter strengen Naturschutz gestellt werden.¹⁵ Dafür werden beträchtliche Flächen

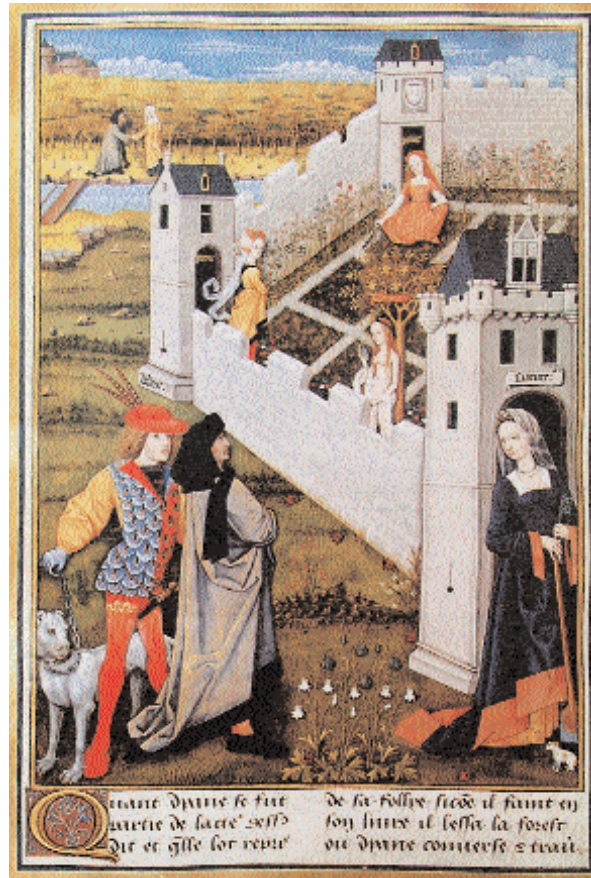


Abb. 3 | Der Liebe Schach (Der Garten der Natur)

und Selbstbindungen der Haushalte von Kommunen, Ländern und des Bundes auf Jahre hinaus fixiert. Während große Industriezweige aus Europa abwandern, während das Steueraufkommen immer geringer wird und staatliches Eigentum und Leistungen privatisiert werden (z. B. Pflegeversicherung, Rentenbesteuerung), bindet der Naturschutz immer mehr Flächen und Mittel aus öffentlichen Haushalten. Die europäische Naturschutzpolitik, Kehrseite der Industrialisierung und Globalisierung, nimmt Flächen aus der Nutzung heraus, entaktualisiert sie¹⁶ und aktualisiert sie für den Naturschutz als Feuchtgebiete, Ackerbrachen u.ä. Diese Flächen werden dem privaten, lokalen oder regionalen Verfügungsrecht entzogen und der Lobby von Naturschutzbünden zur Verwaltung unterstellt. Bereits jetzt werden zwei Drittel der Schutzgebiete nicht so gepflegt, wie die Ausweisungsziele dies erforderten. Naturschutz ist sozialökonomisch und ökologisch kontraproduktiv und nicht finanzierbar. Die Finanzlasten werden, so meine Prognose, kommunalisiert und auf die Finanzschwachen, die Städte und Gemeinden abgewälzt.

Das Imaginäre – zu den Leitbildern und der Ideologieproduktion des Naturschutzes | Die Leitbilder des Naturschutzes sind in den Ländergesetzen und den Verordnungen der Schutzgebietskategorien enthalten. Aus Land und wirtschaftenden Leuten wird die juristische Kategorie »Natur und Landschaft«. Oberstes Ziel der Naturschutzaktivitäten ist die Naturlandschaft. Mit diesem Konstrukt »Naturlandschaft« produziert der Naturschutz eine Nachfrage nach sich selbst, stellt Ansprüche auf Land, Finanzen und Verwaltungspersonal. Die scheinwissenschaftlichen Projektionen und Verheißungen widerspiegeln getreu die Machtphantasien des Naturschutzes. Diese Allmächtsphantasie, ein Naturschutzparadies für Pflanzen- und Artenschutz zu schaffen, strukturiert infolge – ideologisch verdreht – die Umweltwahrnehmung.

Am Beispiel des Biosphärenreservates wird das räumliche Leitbild und die Zonierung des Naturschutzparadieses anschaulich. Das Biosphärenreservat besteht aus drei Zonen. Die sogenannte Kernzone, der naturschützerisch wertvollste Raum, gehört der Forschung und nur Wissenschaftler haben Zutritt. Die mittlere Zone, die Pflegezone, soll naturnah gestaltet werden und ist Ergänzungsraum der Umweltbildung. Die äußerste Zone ist die Entwicklungszone mit Siedlungs- und Erholungsnutzung (vgl. Abb. 3). Das räumliche Leitbild des Naturschutzes reproduziert Asymmetrien in der Bewertung der Alltagswirklichkeit. So wird die Brachlegung der Kulturlandschaft naturschützerisch auf- und gesellschaftlich akzeptabel zum Naturraum umgewertet. Ausgeblendet und unbewusst gemacht wird, dass auch diese künstlich hergestellte Natur eine menschliche Geschichte hat und Ausdruck der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Globalisierung ist. Abgewertet werden Alltagsarbeit und primärproduktive Landnutzungen, und die BewohnerInnen und BesucherInnen aus den beiden inneren Zonen ausgesperrt. Das Biosphären-Reservat ist ein Paradies ohne Menschen und ohne Nutzung: Zutritt haben nur (männliche) Wissenschaftler. Also agiert der Naturschutz mit dem klassischen patriarchalen Muster der Dialektik von Aus- und Einschluss. Die Mauer um das Forschungsreservat besteht als Definitionsmacht. Natur wird hier als weiblich imaginiert – nur dann kann sie geschützt, abgewertet, eingezäunt, beherrscht und verbessert werden. Diese Domestizierung und Hausfrauisierung¹⁷ wird uns politisch als demokratische Errungenschaft präsentiert – auch von NGOs!

Dieser Naturschutz ist ahistorisch, weil die Natur im Inneren dieser Reservate über Kulturprozesse entstanden ist. Er ist asozial, weil diese Forscher das (symbolisch) Innerste für sich usurpieren, also ein Paradies ohne (andere) Menschen imaginieren und autoritär, weil sich die Naturschützer in irrationaler Art auf eine Natur beziehen, über die sie Definitionsmacht, Kontrolle und Herrschaft organisieren. Psychologisch gedeutet wollen sie egozentrische, solipsistische Beziehungen eingehen, unabhängig von der Beziehung mit Menschen. Das charakterisiert den Typus von Naturwissenschaftler, wie ihn Evelyne Fox Keller¹⁸ und Sandra Harding in »Das Geschlecht des Wissens« (1994) beschreiben. Natur als Objekt der Erkenntnis steht niemals nackt vor uns, sie ist immer schon über das Denken sozial konstruiert. Harding belegt, dass das Ideal des scheinbar interesselosen rationalen Wissenschaftlers das Eigeninteresse von gesellschaftlichen Eliten und Wissenschaftlern gleichermaßen befördert, die nach Status und Macht streben. »Aus der Ohnmacht in die Macht« ist die Perspektive¹⁹, die verfolgt wird.

Der postmoderne Naturschutz bleibt in der Tradition patriarchal strukturierter Allegorien über die Natur (vgl. Abb. 3). Eine Mauer grenzt die Natur – mittelalterlich als bewirtschafteter Garten dreier Göttinnen imaginiert – von Land und Machtbereich des Lehensherren ab.²⁰ Im Mittelalter ist Natur als verbrachte Kulturlandschaft – Wildnis genannt – noch unbekannt. Staatlicher Naturschutz mit »Naturlandschaft« als zentralem Argumentationsmuster ist eine Erfindung der letzten 100 Jahre.

Geblichen ist, die Natur als weiblich zu imaginieren – dann kann sie in patriarchalen Verhältnissen abgewertet werden, dann ist sie schutzbedürftig. Die sozialpsychologische Struktur des »Schutzes« hat Adorno (1967) als autoritär beschrieben: »Schutz ist die Grundform von Herrschaft«. Die ideologische Leistung der Naturschutz-Leitbilder ist eine soziale Verhaltensnorm, die Weitergabe und Reproduktion »autoritätsgebundener Gesinnung ... die Schwäche des Ichs gegenüber Verhältnissen«²¹. Naturschutz ist in seiner autoritären Struktur jederzeit einsetzbar und benutzbar – und wurde im Nationalsozialismus daher ausgebaut. Dies gilt auch für die Landespflege.²² Die Abspaltung der Alltagserfahrungen und der Entstehungskontexte ist in der symbolischen Ordnung der Männer verankert.²³ (Naturschutz-) Normen und Verhaltensregeln werden von außen, von oben willkürlich gesetzt. »Verstaatlichte« Naturschutzflächen anstelle real nachhaltig

bewirtschafteter Produktionsflächen werden mit zweifelhafter Paradiesvorstellung von NaturschützerInnen emotional »aufgeladen«.

Ein aktuelles Beispiel der Ideologieproduktion, die sogenannte Hemerobie, die den Natürlichkeitsgrad und die Naturnähe von Lebensräumen feststellen soll²⁴, gibt uns einen Einblick in die Verfahrens- und Denkstrukturen naturschützerischer Ideologieproduktion. Die österreichischen Wälder, die in der Regel das Ergebnis der Bewirtschaftung sind, werden in neun Kategorien – von künstlich bis natürlich – eingeteilt, wobei natürliche Wälder die wertvollsten darstellen. »Prinzipiell ist das Konzept der Hemerobie allgemein anwendbar und wertfrei.«²⁵ Damit wird gezeigt, dass der administrativ organisierte Naturschutz mit seinen ideologischen Konstrukten und seiner patriarchal geprägten symbolischen Verankerung letztendlich eine Enteignung mithilfe von Strategien der Täuschung und wissenschaftlichen Irreführung verfolgt. Stellen Sie sich vor, Ihr Arbeitsplatz und Ihre Arbeit werden unter dem Aspekt der oben formulierten Naturnähe bewertet. Für die Bäuerin und den Bauern bedeutet es, dass ihre Äcker und Wiesen am Bewertungsmaßstab Wald als Klimaxstadium gemessen werden.²⁶ Die Irrationalität der Naturschutzkonzepte wird deutlich.

Die männliche Symbolische Ordnung schafft Unordnung im Realen und im Imaginären | Menschliches Denken und Handeln werden durch unbewusste Muster und Regeln der symbolischen Ordnung strukturiert, so auch im Naturschutz. Das Beschreiben und Benennen der symbolischen Ordnung ermöglicht, sie bewusst und einer kritischen Reflexion zugänglich zu machen und damit die Voraussetzungen für den produktiven Wandel auf der imaginären und letztlich auf der realen Ebene herzustellen.²⁷

In den imaginierten Leitbildern des Naturschutzes sind die Störungen in der Realitätswahrnehmung nachweisbar, sie sind ihrerseits in der Störung der symbolischen Ordnung begründet und an Un-Sinn und Un-Logik erkennbar. Solche Verdrehungen z. B. in der Geschichtsschreibung zeigt u. a. eine Broschüre der ARGE Umwelterziehung, in der Kinder lernen: »Vor 7000 Jahren: Die Naturlandschaft ist unangetastet. Wenn Menschen diese Landschaft bewohnen, leben sie vom Jagen und Sammeln. Es gibt keine verändernden Eingriffe.«²⁸ Die Archäologie belegt

aber, das diese naturschützerische Geschichtsschreibung falsch ist. Im 5. Jahrtausend v. Chr., also vor 7000 Jahren, gab es bereits bäuerliche Dorfkulturen in (Mittel-)Europa mit großflächigem Ackerbau, extensiver Viehzucht und weitreichenden Handelsbeziehungen.²⁹ Die Kultivierung des Landes und ihre Handwerkskultur sind für die sogenannten Bandkeramikultur in der Jungsteinzeit kennzeichnend. Zeugnisse wie die Venus von Willendorf (Niederösterreich) aus der jüngsten Stufe der Altsteinzeit (25.000 v.Chr.) erinnern an ihre matriachale Kultur.³⁰

Die ideologische Leistung der falschen Geschichtsschreibung ist die Konstruktion einer sogenannten »Naturlandschaft« als Gegenstand des Naturschutzes, wiederum eine Landschaft ohne menschliche Eingriffe, ohne Nutzung, ohne Menschen. Diese naturschützerische Geschichtsauffassung ist ahistorisch und autoritär gegenüber der lokalen und regionalen Geschichte. Die Natur- und Paradiesvorstellung der Naturschützer steht in der Tradition der männlichen symbolischen Ordnung. Beide werden ohne tätige Arbeit gedacht. Die produktive Arbeit wird eingestellt und stattdessen staatliche Naturschutz-Dienstleistungen installiert. Für Vater Staat ist die großräumige Stilllegung von Landschaften als »Natur«³¹ ein offizielles Gegenmittel, um die fortschreitende landwirtschaftliche Mehrproduktion, die staatlich subventioniert und gentechnologisch aufgerüstet wird, auf ein neues Niveau zu heben! Im Westen als »ökologisch« deklariert, hat die Stilllegung europäischer Produktionsflächen die Ausbeutung und Zerstörung der Lebensgrundlagen der asiatischen und südamerikanischen Länder zur Voraussetzung, deren Rohstoffe und Lebensmittel bei uns verbraucht und verfüttert werden. Der Naturschutz besetzt in Europa zunehmend landwirtschaftliche Nutzflächen³², verhindert damit extensive sozial-ökologisch und ökonomisch nachhaltende Wirtschaftsweisen und ist im doppelten Sinn unökologisch. Inzwischen stehen in vielen Städten und Gemeinden ca. 50 % ihrer Flächen unter einer Kategorie des Naturschutzes (Landschaftsschutzgebiet, Naturpark, etc.).

Für die herrschende symbolische Ordnung von Vater Staat sind Auf- und Abwertungen, Asymmetrien mit Herrschaftsbeziehungen kennzeichnend. Natur wird als schwach und schutzbedürftig deklariert. Die Schutzmetapher konstituiert aufseiten von Vater Staat patriarchale Macht und Kontrolle – und damit die Schwäche der PrimärproduzentInnen. Die Dienstleistung Naturschutz – Natur von Vater Staat – dominiert über die subsistenz-

orientierte bäuerliche Arbeit.³³ Die Asymmetrien in den Werthaltungen sind mit Störungen in der Wahrnehmung der Realität und der imaginierten Leitbilder verbunden und an ihren Folgen erkennbar. Sie haben Unmündigkeit und die Einengung von Handlungsfreiräumen bis zur Enteignung zur Folge. Ein- und Ausgrenzungen der Naturschutzparadiese und die Allmachtsphantasien, mit Gentechnologie die bessere Natur in den Reservaten zu kreieren, verweisen auf eine Nekrophilie der Naturschützer, die der Zerstörung in Form verbrachender Kulturlandschaften mehr Wertschätzung entgegenbringen als lebenserhaltender Arbeit.

Die Reflexion und Neubestimmung der symbolischen Ordnung schafft Freiräume im Naturschutz | Weil die Störungen, Un-Ordnungen und Un-Freiheiten im Symbolischen verankert sind und sich infolge an den imaginären Leitbildern aufzeigen lassen und ihre Wirkung entfalten, müssen die Veränderungen auf diesen beiden Ebenen ansetzen.

Ziel ist, die im Naturschutz enthaltenen Grundmuster der patriarchalen Un-Ordnung mit den Dichotomien und den darin enthaltenen Machtverhältnissen aufzulösen und die symbolische Ordnung für Frauen und Männer als ein friedfertiges Miteinander neu zu bestimmen (umzuwandeln). »Eine Neudefinition und gesellschaftliche Neuverortung von Arbeit und Geld und die Durchsetzung eines anderen lebens-, natur-, frauen- und kinderfreundlichen Ziels von Wirtschaften kann nicht von oben erfolgen, sondern muss von unten und von innen ausgehen. Sie ist gleichzeitig Vorbedingung und Resultat für ausbeutungs- und herrschaftsfreie Verhältnisse. Als Ökofeministinnen sahen wir die Transformation des Frau-Mann-Verhältnisses allerdings als den Kern dieser Veränderungen an. Im Geschlechterverhältnis werden alle anderen unterdrückten, ausbeuterischen, kolonialen, klassenmäßigen, rassistischen hierarchischen Verhältnisse vorweggenommen und weiter aktualisiert ... Darum ist m. E. jede neue gesellschaftlich-ökonomische Alternative unvollständig, wenn sie die Umwandlung der herrschenden Geschlechterverhältnisse nicht wenigstens mitbedenkt.«³⁴ Wegen ihrer primärproduktiven Fähigkeiten wird Mutter Natur als Frau imaginiert, das heißt das patriarchale Geschlechterverhältnis wurde auf Abstraktes allegorisch übertragen

und zeitigte hier wie dort destruktive Folgen. Die »patriarchale Herrschaft ... , in der die Männer die Macht der Mutter an sich reißen, ihre Genealogie zerstören und die Frauen, eine nach der anderen, in die männlichen Ahnenreihen eingliedern ... «³⁵ hatte also weitreichende Folgen, als nur das Verhältnis der Geschlechter zu strukturieren.

Die gesellschaftlichen Veränderungen beginnen, wenn wir dem weiblichen Geschlecht einen eigenen Wert geben in einer eigenen symbolischen Ordnung der Mutter, sagt Luisa Muraro. Das männliche Geschlecht und der männliche Lebensentwurf werden nicht mehr als Maßstab gesetzt. »Das Gesetz des Vaters (des Patriarchats), das sich über die Positivität des mütterlichen Werts legt, trennt die Logik vom Sein ab und ist der Grund dafür, dass wir immer wieder aufs neue den Sinn des Seins verlieren.«³⁶ Statt realer und symbolischer Gewaltbeziehungen zum weiblichen Geschlecht wird die sexuelle Differenz³⁷ zwischen den Geschlechtern anerkannt und ein vertrauensvolles Miteinander zum Ziel haben. Dazu gehört als Voraussetzung, dass Frauen einen symbolischen »Ort« haben, der auf gegenseitiger Anerkennung (affidamento) der Frauen beruht³⁸ und eigene Wertmaßstäbe zu Natur, Arbeit, Kultur u. ä. formulieren.

Die Einführung einer weiblichen symbolischen Ordnung bedeutet für die Naturschutz-Debatte eine inhaltliche Neubestimmung. Die Dichotomien und Hierarchisierungen zwischen den Geschlechtern, zwischen Natur und Arbeit / Kultur, zwischen Reservat / Paradies und Arbeit sind kritisch zu reflektieren, um die autoritären Strukturen aufzulösen. In der Philosophie der sexuellen Differenz produktives Denken³⁹ anzuwenden, heißt, Natur nicht außerhalb und als Gegensatz zu Arbeit und Kultur zu sehen. Damit können die Strukturen, also die Ordnung der symbolischen Ebene und ihre Wertmuster gesellschaftlich bewusst und einer öffentlichen Diskussion zugänglich gemacht werden und auf diese Weise zur Aufklärung und zur Produktion gesellschaftlicher Bewusstheit beitragen. Die strukturalistische Betrachtung hilft, Natur und Arbeit zusammen zu denken, weil sie die Entstehungskontexte erhält und sichtbar macht, die beide miteinander verbinden. Die Arbeit, wir könnten auch sagen die Natur der Arbeit⁴⁰, die Natur unserer Kultur sind in ihren Strukturen geschlechtsspezifisch auf ein sozial- und ökonomisch friedfertiges Miteinander zu prüfen. Dann kann die Dialektik zwischen Schutz der Natur und ökonomisch-technologischen Entwicklungen thematisiert werden. Dies setzt eine verstehende

Realitätswahrnehmung voraus und stellt methodische Anforderungen, zum Beispiel an die Abbildqualitäten von Bestandsaufnahmen.

Statt Naturschutz heißt das Motto: Schutz der Natur durch Nutzung⁴¹, statt Verwalten Wirtschaften. Schutz der Natur soll integrativer Bestandteil der verschiedenen Flächennutzungen sein. In der weiblichen symbolischen Ordnung heißt dies, dem Alltag und den Wechselfällen des Lebens und des Wirtschaftens Wert zu geben und neue selbstbestimmte Maßstäbe durch Frauen und Männer zu ermöglichen. Statt irreführende Leitbilder zu verbreiten, die den Blick auf die realen Verhältnisse vor Ort verstellen, geht es darum, gute Vorbilder und Prinzipien (aus Vorhandenem) abzuleiten, Freiräume und sinnvolle Handlungsperspektiven aufzuzeigen und einzuplanen. Statt künstliche Naturlandschaften als Natur mit abgespaltenem Entstehungskontext ohne Nutzung zu proklamieren und dabei das Klimax-Stadium Wald als Leitbild auszugeben, gilt es, die Kultur in der Natur sichtbar zu machen, also die Strukturen primärproduktiven, subsistenzorientierten Wirtschaftens aufzuzeigen, ihre Bedeutung und lebenserhaltende Perspektive anzuerkennen. Statt Ausgrenzung derer, die lokale und regionale Kulturen der Landnutzung durch ihre Arbeit erhalten, soll ihre Erfahrung und Kundigkeit in die Planung einbezogen werden. Die Philosophie der Differenz kann uns anleiten, die Verschiedenheiten in

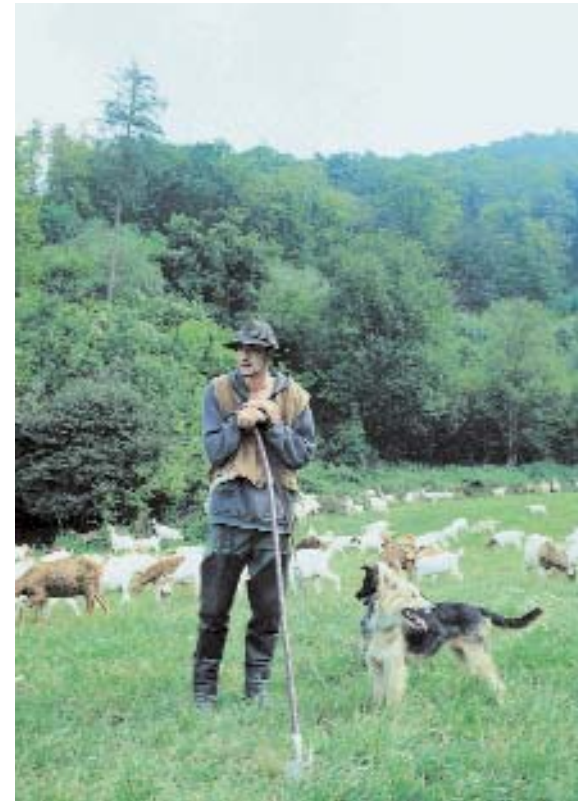
der Landnutzung auf der Grundlage der naturbürtigen Voraussetzungen wie Geologie, Boden, Topographie u. ä. anzuerkennen und wertzuschätzen. Statt Niederkonkurrieren sogenannter benachteiligter Gebiete – sie sollen nicht mehr primäre Produktionsräume sein, sondern Dienstleistungsräume für Erholung – soll nachhaltendes Wirtschaften und die Erhaltung der Berggebiete (in Österreich) als Lebensräume von Frauen und Männern gefördert werden.

Dem Naturschutz und Vater Staat stehen also Neuorientierungen bevor. Handlungsfreiräume können auf der privaten, kommunalen, regionalen und Bundesebene durch Differenzierung und durch Prüfung aller Schutzgebiete auf Sinn, Ausstattung, Leitbilder, symbolische Ordnung eröffnet werden. Die Perspektive, das sich schätzungsweise zwei Drittel der Schutzgebiete nicht entsprechend dem Schutzziel entwickeln – weil sie aus den Schutzkategorien herauswachsen – ist ein Ansatzpunkt zu Veränderungen. Von einem öko-sozialen Standpunkt aus ist die Pflege von Tausenden Hektar Schutzgebieten als ökologisch bewirtschaftete Räume anzudenken. In Bezugnahme auf den Vorschlag, die sozialisierten Grünflächen im Geschosswohnungsbau zurück zu bauen⁴², können wir formulieren: Im Naturschutz geht es um die Rückgabe von Kompetenzen an die BesitzerInnen, Gemeinden, Länder – an die Handelnden.

Anmerkungen

- 1 Maria Mies, 1984
- 2 Programmheft 2002 /03
- 3 Ginzburg, 1988
- 4 vgl. Karl Heinrich Hülbusch, 1987
- 5 Karl August Wittfogel, 1932
- 6 Gilles Deleuze, 1992
- 7 Britta Fuchs, Renate Fuxsjäger, Martina Jauschneg, Gerda Schneider, 2002
- 8 Luce Irigaray, 1989
- 9 Erdheim, 1990, S. 221
- 10 Claudia v. Werlhof, 1983
- 11 Claudia v. Werlhof 1983, Karl Heinrich Hülbusch 1987
- 12 vgl. Autorinnenkollektiv, 1998
- 13 Claudia v. Werlhof, 1988
- 14 Umweltbundesamt, 1993, S. 39
- 15 CIPRA, 1996
- 16 Karl August Wittfogel, 1932
- 17 Maria Mies, 1985
- 18 1986, S. 9
- 19 Schneider, 1989
- 20 Henry Makowski, Bernhard Buderath, 1983
- 21 Adorno, 1937

- 22 Erhard Mäding, 1942
- 23 Klaus Theweleit, 1987
- 24 Georg Grabherr, 1997
- 25 Georg Grabherr, 1997, S. 4
- 26 Stiftung Europäisches Kulturerbe, 2001
- 27 Libreria delle donne di Milano, 1996
- 28 Petra Rössner, 1992, S. 62
- 29 Otto Urban, 1989
- 30 Karl Gutkas, 1994
- 31 vgl. Europäisches Schutzgebietskonzept für die Alpen, CIPRA, 1996
- 32 vgl. Ackerbrachen-Debatte, Zentrum für Umwelt und Naturschutz, 2002
- 33 Veronika Bennholdt-Thomsen, Maria Mies, 1997
- 34 Maria Mies, 2001, S. 206f
- 35 Luisa Muraro, 1993
- 36 Luisa Muraro, 1993
- 37 Luce Irigaray, 1989
- 38 Libreria delle donne di Milano, 1987
- 39 Max Wertheimer, 1964
- 40 Hannah Arendt, 1997
- 41 Georg Heinmann, Karl Heinrich Hülbusch, Peter Kuttelwasser, 1986
- 42 Helmut Böse-Vetter, 1996



Literatur

- Adorno, Theodor W.: *Ohne Leitbild. Parva Aesthetica*, Frankfurt 1967
- Adorno, Theodor W.: *Kritische und traditionelle Theorie*, Frankfurt, zuerst 1937
- Arendt Hannah: *Vita Activa oder vom tätigen Leben*, München 1997
- Autorinnenkollektiv: *Vegetationskunde als landschaftsplanerisches Handwerkszeug*, Maltachach 1998. Seminarbericht. Arbeitsbereich Landschaftsplanung an der Universität für Bodenkultur Wien, vervielf. Manuskript, 1998
- Bennholdt-Thomsen, Veronika / Mies, Maria: *Eine Kuh für Hillary. Die Subsistenzperspektive*, München 1997
- Böse-Vetter, Helmut: »Rückbau heißt Rückgabe«. *Eine Objektplanung im Mietwohnungsbau der Gründerzeit*, in: AG Freiraum und Vegetation (Hg): *Notizbuch 40 der Kasseler Schule*, Kassel 1996
- CIPRA: *Aktionsplan für die Umsetzung der Alpenkonvention*, in: *CIPRA-Info*, Nr. 43, Schaan, 1996
- Deleuze, Gilles: *Woran erkennt man den Strukturalismus?*, Berlin 1992
- Erdheim, Mario: *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit*, Frankfurt 1990
- Fox Keller, Evelyn: *Liebe, Macht und Erkenntnis*, München 1986
- Fuchs, Britta / Fuxsjäger, Renate / Jauschneg, Martina / Schneider, Gerda: *Lebensqualität für Frauen und Männer in drei Wohnhausanlagen in Graz. Gutachten zur baulich-räumlichen und sozialen, imaginären und symbolischen Ebene*. Unveröffentl. Manuskript, Wien 2002
- Ginzburg, Carlo: *Spurensicherungen – über verborgene Geschichte, Kunst und soziales Gedächtnis*, München 1988
- Grabherr, Georg: Vorwort des Projektleiters, in: Grabherr, Georg / Koch, Gerfried / Kirchmeir, Hannes: *Naturnahe österreichischer Wälder. Bildatlas*, Wien 1997
- Gutkas, Karl (Hg): *Landeschronik Niederösterreich*, Wien 1994

- Harding, Sandra: *Das Geschlecht des Wissens*, Frankfurt / NY 1994
- Heinemann, Georg / Hülbusch, Karl Heinrich / Kuttelwasser, Peter: *Naturschutz durch Landnutzung. Die Pflanzengesellschaften in der Wümme-Niederung im Leher Feld am nördlichen Stadtrand Bremens* in: GhK (Hg): *Urbs et Regio* Nr. 40 /1986 Kassel
- Hülbusch, Karl Heinrich: *Naturschutz in der Landschaftsplanung*, vervielf. Manuskript, Kassel 1987
- Irigaray, Luce: *Generalogie der Geschlechter*, Freiburg 1989
- Johannes Gutenberg Universität Mainz: *Studium generale – Programmheft Wintersemester 2002/2003*, Mainz 2002
- Libreria delle donne di Milano: *Das Patriarchat ist zu Ende*, Rüsselsheim 1996
- Libreria delle donne di Milano: *Wie weibliche Freiheit entsteht – Eine neue politische Praxis*, Berlin 1987
- Mäding, Erhard: *Landespflege. Die Gestaltung der Landschaft als Hoheitsrecht und Hoheitspflicht*, Berlin 1942
- Makowski, Henry / Buderath, Bernhard: *Die Natur dem Menschen untertan. Ökologie im Spiegel der Landschaftsmalerei*, München 1983
- Mies, Maria: *Subsistenzproduktion, Hausfrauisierung, Kolonialisierung*, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, Heft 9 /10, S. 115 –124, Köln 1985
- Mies, Maria: *Frauenforschung oder feministische Forschung?*, in: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, Heft 11, Köln 1989
- Mies, Maria: *Globalisierung von unten. Der Kampf gegen die Herrschaft der Konzerne*, Hamburg 2001
- Muraro, Luisa: *Die symbolische Ordnung der Mutter*, Frankfurt / NY 1993
- Rössner, Petra: *Landschaftswahrnehmung*, in: ARGE Umwelterziehung in der österreichischen Gesellschaft für Natur- und Umweltschutz (Hg): *Materialien zur Umwelterziehung*, Wien 1992
- Schneider, Gerda: *Die Liebe zur Macht. Über die Reproduktion der Ent-eignung in der Landespflege*, in: AG Freiraum und Vegetation (Hg) *Notizbuch 15 der Kasseler Schule*, Kassel 1989
- Stiftung Europäisches Natureerbe (Euronatur): *Landschaftsleitbild Dreiländerregion Böhmerwald* (KLF Modul ÖR7). Endbericht, Wien 2001
- Theweleit, Klaus: *Männerphantasien*, Bd. 1+2, Reinbeck 1987
- Umweltbundesamt (Hg): *Naturschutzgebiete Österreichs*, Bd. 5, Wien 1993
- Urban, Otto H.: *Wegweiser in die Urgeschichte Österreichs*, Wien 1989
- Werlhof, Claudia v.: *Zum Natur- und Gesellschaftsbegriff im Kapitalismus*, in: Werlhof, Claudia v. / Mies, Maria / Bennholdt Thomsen, Veronika: *Frauen, die letzte Kolonie*, Reinbeck 1983
- Werlhof, Claudia v.: *Grün kaputt durch Naturschutz*, in: Groeneveld, Sigmar (Hg): *Grün kaputt – warum?*, Kassel 1988
- Wertheimer, Max: *Produktives Denken*, Frankfurt 1964
- Wittfogel, Karl August: *Die natürlichen Ursachen der Wirtschaftsgeschichte*, Leipzig 1932
- Zentrum für Umwelt- und Naturschutz (Hg): *Ackerbrachen – Flächennutzung mit Zukunft? Dokumentation der Fachtagung*, Wien 2001

Abbildungen

- Abb. 1: Umweltbundesamt (Hg): *Naturschutzgebiete Österreichs*, Bd. 5, Wien, 1993
- Abb. 2: Büchler / Leiner: *Schutzkategorien im Naturschutzrecht. Arbeitsberichte des Fachbereichs Stadtplanung-Landschaftsplanung an der GHK Kassel*, Heft A 139, Kassel 2000
- Abb. 3: Makowski, Henry / Buderath, Bernhard: *Die Natur dem Menschen Untertan. Ökologie im Spiegel der Landschaftsmalerei*, München, 1983: Allegorie: Der Liebe Schach (Der Garten der Natur) S.11



Das Heimische und das Fremde

Zur kulturellen Interpretation eines ökologischen Problems in der sich verändernden Landschaft

Dr. Stefan Körner | TU Berlin

Der Artikel zeigt anhand eines speziellen Beispiels aus der Diskussion über den Einfluss fremder Arten auf die heimischen Ökosysteme, dass im Naturschutz die Werte des konservativen und des liberal-progressiven Weltbildes in die Natur projiziert werden, um sie in einem naturalistischen Fehlschluss dann wieder aus dieser als angeblich objektive ökologische Sachverhalte herauszulesen. Die konservative Naturschutzauffassung geht dabei von einer stabilen, aber nicht unveränderlichen Ordnung der Welt aus, die sich räumlich in regionale, landschaftliche Einheiten mit jeweils spezifischer Eigenart gliedert. Die liberal-progressive betont den Charakter des Lebens als ständige evolutionäre Veränderung und setzt gegen den Begriff der Ordnung den der dynamischen Innovation. Es wird gezeigt, dass analog zur Erklärung der menschlichen Vergesellschaftung und zur Verortung kulturellen Sinns in dem jeweiligen Weltbild die Vergesellschaftung der Tier- und Pflanzenarten beschrieben und dann entsprechend die Rolle der fremden Arten bewertet wird. Diese Bewertung ist eng verbunden mit der Interpretation der Symbolik bestimmter Orte, denn die vorausgesetzten Werte werden durch deren Genius loci repräsentiert: im Falle der konservativen Auffassung durch den der Landschaft, im Falle der liberalen durch den der Stadt. Abschließend wird ausgeführt, dass der Charakter einer fremdartigen Natur als eine Ressource für die Gestaltung der sich verändernden Stadtlandschaften angesehen wird.

Einleitung | Der Naturschutz lehnt fremde Arten oft pauschal ab und fordert z.B. bei der Landschaftspflege die Pflanzung heimischer. Positionen, die mehr Toleranz gegenüber fremden Arten fordern, sind selten. Diese Positionen richten sich zudem mehr auf die Eigenart moderner städtischer Natur als auf ein Wunschbild ländlich-intakter, das oft den Bewertungsmaßstäben des Naturschutzes zugrunde liegt. Im Folgenden sollen zum einen anhand einer Diskussion, die sehr öffentlichkeitswirksam geworden ist,¹ gezeigt werden, dass die beiden idealtypischen Naturschutzpositionen sich den für die Moderne konstitutiven Weltbildern – dem Konservatismus und dem Liberalismus – zuordnen lassen. Die Moderne enthält auf der politischen Ebene zwei grundsätzliche Ausgangspositionen, nämlich zum einen den positiven Bezug auf technischen und gesellschaftlichen Fortschritt mittels allgemeiner Vernunft und im Gegenzug die Kritik daran, welche die durch die Tradition verkörperten »höheren« und »ursprünglichen« Werte verteidigt.

Diese Kritik ist als konservative Zivilisationskritik bekannt und spielte bei der Entstehung des deutschen Naturschutzes eine ausschlaggebende Rolle. Eine progressive Position ist demgegenüber im deutschen Naturschutz äußerst selten, wenn es sie in Reinform überhaupt gibt. Statt auf der Einordnung in die Tradition und vorgegebene gesellschaftliche Ganzheiten (Gemeinschaft) baut die progressive Position auf die gesellschaftliche Emanzipation der Individuen und den Konkurrenzkampf der Einzelnen auf. Die Individuen vergesellschafteten sich, weil ihnen das

auf längere Sicht nutzt.² Diese Idee konkurrierender Individuen findet sich auf der Ebene der ökologischen Theoriebildung im individualistischen Ansatz wieder. Auf ihn stützt sich Reichhoff in der Diskussion über die fremden Arten, wenn er seine Kritik am konservativen Naturschutz formuliert. Dabei verneint Reichhoff vehement jede symbolische Rolle der Natur, die Ausdruck bestimmter sozio-kultureller Werte ist, als unökologisch und d.h. als nicht naturwissenschaftlich. Aber auch bei ihm hat die Natur eine symbolische Rolle und das zeigt, *das Naturschutz ohne Werturteile überhaupt nicht möglich ist*, weil im Naturschutz immer Naturzustände hinsichtlich gesellschaftlicher Handlungsinteressen bewertet werden müssen. Natur spielt somit zwei Rollen: Sie ist *materielles Objekt* von Handlungen, sie ist aber auch ein *Symbol* geglückter Lebensverhältnisse. Ihre Gesetze können naturwissenschaftlich beschrieben werden, eine Bewertung der gesellschaftlich-kulturellen Bedeutung der Natur kann die Ökologie als Naturwissenschaft aber definitionsgemäß nicht leisten. Aus dieser Wertebene folgt, dass Naturschutz immer *politisch* ist. Damit ist er auch in die politischen Philosophien der Moderne und damit in bestimmte gesellschaftliche Interessen eingebunden, auch wenn Naturschutz oft als übergeordnete Menschheitsaufgabe stilisiert wird. Wird die Ebenendifferenz zwischen ökologischen Fakten und sozio-kulturellen Bewertungen nicht beachtet, dann sind naturalistische Fehlschlüsse unvermeidlich. Aussagen über das (ökologische) *Sein* werden dann mit dem kulturellen und politischen *Sollen* verwechselt.

Im Folgenden soll gezeigt werden, das sich hinter den beiden angesprochenen Naturschutzpositionen kulturelle Sinnkontexte verbergen.

Dazu werden bestimmte Schlüsselbegriffe der jeweiligen Position hermeneutisch interpretiert. Das hermeneutische Verstehen stellt keine *Klassen* her, indem das Allgemeine der Fälle bestimmt wird, sondern arbeitet die *Typik* des Einzelnen heraus, die es gerade von anderen Gegenständen unterscheidet. Dieses Vorgehen hat die Aufgabe, durch eine *kritische Interpretation* Kontexte zu *erschließen*, die von einem *Autor gerade nicht genannt werden*.³ Die Interpretation »tut« somit etwas »hinzu« und beschränkt sich nicht auf das, was »zutageliegt«. Sie deckt Verbindungen und Zusammenhänge auf und rekonstruiert somit den Subtext der jeweiligen Verlautbarung. Diese Vorgehensweise erscheint einem Naturwissenschaftler schnell als spekulativ, weil der Eindruck entstehen kann, dass unzulässigerweise Bedeutungen in den Untersuchungsgegenstand hineingelegt werden. Die Interpretationen sind jedoch mit der in den Geschichtswissenschaften allseitig praktizierten kritischen Quellenanalyse zu sichern.⁴

Der offizielle Text der Diskussion über die fremden Arten ist ein ökologisch-naturwissenschaftlicher, der inoffizielle ist – wie wir sehen werden – ein sozio-kultureller, der die praktischen Handlungen bestimmt. Indem dieser Subtext aufgedeckt wird, wird er nachvollziehbar und diskutierbar gemacht.

Daher ist der im folgenden durchgeführte Vergleich der konservativen mit der liberalen Naturschutzauffassung keineswegs aus der Luft gegriffen und schematisch oder holzschnittartig dem Problem »übergestülpt«. Allerdings ist hier eine gewisse Kürze notwendig, die leicht pauschal wirkt. Eine differenziertere Darstellung findet sich in »Körner (2000)«.

Die Argumente | Zunächst sollen die wesentlichen Argumente in der angesprochenen Diskussion zusammengefasst werden. Als Grundlage dient ein Streitgespräch im Spiegel.

1| Schaden für die Ökosysteme:

Als Hauptargument gegen fremde Arten wird von Disko der durch sie entstehende Schaden für die heimischen Ökosysteme angeführt. Es wird beispielsweise die Wir-

kung des Marderhundes auf die Vogelwelt, des Riesenbärenklaus (*Heracleum mantegazzianum*), der andere Pflanzenarten verdrängt und giftig ist sowie die in Deutschland ebenso dominanten Arten Indisches Springkraut (*Impatiens glandulifera*) und Japanknöterich (*Reynoutria japonica*) angeführt. Die Geltung dieses Arguments wird von Reichhoff entweder bestritten oder relativiert, indem darauf hingewiesen wird, dass durch keine wissenschaftliche Untersuchung der Schaden durch den Marderhund belegt sei, und es ebenso unzählige ehemals fremde Arten gäbe, die sich problemlos integriert hätten, wie die Türkentaube oder der Girlitz. Ohnehin sei es eine Frage des *Zeitmaßstabes*, der angelegt würde, um eine Art zur fremden zu erklären, denn die Feldlerche, die in Deutschland zweifellos als heimisch angesehen werde, sei erst mit der Rodung der mitteleuropäischen Wälder eingewandert.



2| Wirtschaftliche Schäden:

Reichhoff weist ferner darauf hin, dass die Schäden, die durch fremde Arten angerichtet werden, weniger Schäden an den »Ökosystemen an sich« seien, weil sich i. d. R. einfach die Artenkombination ändere, sondern im wesentlichen wirtschaftlicher Natur seien, wie etwa die Zerstörung von Dämmen durch die Bisamratte.

3| Eingeschleppte versus eingewanderte Arten:

Disko führt gegen das Argument, dass sich in der Vergangenheit zahlreiche Tiere und Pflanzen integriert haben, die Unterscheidung zwischen *eingeschleppten* und *von selbst eingewanderten* Arten wie Türkentaube, Girlitz und Feldlerche an. Die eingeschleppten Arten würden objektiv Schaden anrichten, wie der Japanknöterich, der ganze Bachufer überwuchere.



4| Landschaftsbild:

Diese Unterscheidung erkennt Reichholf nicht an. Disko würde an dem Knöterich nur sein Anblick, also sein Einfluss auf das Landschaftsbild stören, denn dieser sei beispielsweise ein phantastischer Schutz für Kleinvögel und Mäuse. Zudem wäre ein Bestand aus heimischen Rohrglanzgras an einem Bachufer oder aus Silberweiden in sedimentreichen Alpenflüssen ebenso monoton. Für Reichholf ist damit die Frage, ob eine Art schädlich sei, bloß weil sie in Mitteleuropa ursprünglich nicht vorkam und Dominanzbestände bildet, letztlich eine Geschmacksfrage.

5| Die Relevanz des geographischen Raumes:

Da für Mitteleuropa der schädliche Einfluss von fremden Arten relativiert werden muss, aber unbestritten ist, dass beispielsweise die Arten ozeanischer Inseln durch verwilderte Haustiere oder durch Ratten ausgerottet werden, dreht sich der Streit weiter darum, ob dergleichen auch für andere Kontinente wie Australien oder Amerika feststellbar ist. Denn nach Disko gibt es keine schädlichen Arten an sich, sondern sie seien nur am falschen Ort von Übel. Überall würden sich die gleichen Allerweltsarten ausbreiten. Auch das bestreitet Reichholf als zu pauschal.

6| Ideologievorwurf:

Damit dreht sich die Diskussion im Kreis. Ein empirisches Beispiel kann immer durch ein gegenteiliges entkräftet werden. Darauf reagieren die Kontrahenten, indem sie die Argumentationsebene wechseln und dem Gegner vorwerfen, nicht ökologisch, sondern ideologisch zu argumentieren.

Für Reichholf entspricht die Trennung in heimische und fremde Arten »der Denkweise des Dritten Reichs«. ⁵ Allein die Menschen würden festlegen, wo welche Art angemessen sei. Der Maßstab bestimme sich dabei nicht allein aufgrund vorausgesetzter landschaftlicher Idealbilder, sondern auch aufgrund einer *holistisch-organizistischen* Auffassung von Ökologie. Man interpretiere Ökosysteme als Superorganismen und unterschätze bei der Klage um das Artensterben oft die Anpassungsfähigkeit der Einzelorganismen. Disko wirft seinerseits Reichholf vor, eine *darwinistische* und *relativistische* Ideologie zu verbreiten, bei der es allein auf das Recht des Stärkeren ankomme, weil die Anpassungs- und Durchsetzungsfähigkeit fremder Arten positiv bewertet werde. Diese Position lasse keinerlei Wertung über wünschenswerte Zustände der Umwelt

zu, was sich für Disko *ad absurdum* führt, wenn man bedenke, das auch auf einer Leiche Bakterien leben würden und es auch nach einem Atomkrieg noch Leben gäbe. Daraus folgt für Disko, dass die schwachen heimischen vor den aggressiven fremden Arten geschützt werden müssten.

Im Kern dreht sich diese Diskussion darum, was unter Ökosystemen verstanden wird und ob man in der Ökologie und im Naturschutz *werten* darf oder nicht. Das ist



jedoch – was den Naturschutz betrifft – eine Scheindiskussion, denn hier muss – wie wir gesehen haben – immer gewertet werden, weil Naturschutz ein gesellschaftliches Handlungsfeld ist.

Um diesen Werthorizont verständlich zu machen, folgt eine kurze Charakterisierung des konservativen und des liberal-progressiven Weltbildes, die sich in unterschiedlichen ökologischen Theorien spiegeln, nämlich in der holistisch-organizistischen und der individualistischen Theorie, und die konträre Naturschutzauffassungen hervorbringen. Anschließend werden die Thesen und die Charakterisierung der Naturschutzauffassungen mit repräsentativen Zitaten von Disko und von Reichholf belegt, um dann zu zeigen, dass beide vorrangig keine ökologischen Probleme, sondern *kulturell-politische* verhandeln.

Konservatives Weltbild und holistische Naturschutzkonzeption | Im konservativen Weltbild ist die Vorstellung von einer sinnhaften Ordnung der Welt an den Begriff der Eigenart oder der Individualität gebunden. Die Besonderheit des einzelnen Menschen, seine Persönlichkeit, ist hier zentral, weil nicht sein Besitz, sondern seine »inneren Werte« zählen. Bei aller Betonung der Individualität entfaltet sich aber die Entwicklung der Persönlichkeit darin,

dass der Einzelne seine ihm vorgegebenen Bindungen wie Religion, Volk, Tradition, dörfliche Lebensgemeinschaft und Familie anerkennt und auf seine Weise ausfüllt. Jeder hat damit seinen eigenen, keinesfalls beliebigen Beitrag zur Aufrechterhaltung der letztlich von Gott gesetzten Ordnung des »Ganzen« zu leisten. »Wahre« Freiheit ist daher immer eine gebundene, in der jeder zu sich und zu seinem Platz in der Welt, d.h. zu seiner Identität, finden soll.⁶

Die aus diesem Weltbild folgende Naturkonzeption ist die *holistisch-organizistische Ökosystemtheorie*. Ihr zufolge befinden sich alle Mitglieder einer Lebensgemeinschaft nicht etwa in einem Konkurrenzkampf um Ressourcen, sondern in einer *harmonischen* und *komplexen*, sich wechselseitig bedingenden und deshalb unteilbaren Gemeinschaft. Dieser Gemeinschaft wird ein eigenes Wesen zugeschrieben, das sich in ihrer Eigenart ausdrückt. Sie wird daher wie ein ganzheitlicher Organismus, also als eine Art Überindividuum und damit als *Superorganismus* angesehen:

»Das Studium der Vegetationsentwicklung beruht notwendigerweise auf der Annahme, das die *unit* bzw. *climax formation* ein organisches Wesen ist. Die *formation* entsteht, wächst und stirbt als Organismus.«⁷ Besonders im deutschen Naturschutz ist man traditionell der Auffassung, dass sich das Wesen dieser Gemeinschaft, d.h. die Eigenart der Natur und die Eigenart einer Kultur in einer bestimmten Region im Landschaftsbild ausdrückt. Die Landschaft ist daher das Symbol einer historisch entstandenen, quasi-evolutionären und immer individuellen *Totalität von Kultur und Natur*. Sie entstand als ästhetische Kategorie und zunächst als Artefakt der Malerei mit Beginn der Neuzeit, als die Menschen aus der unmittelbaren Abhängigkeit von der Natur und der Befreiung von feudalen Abhängigkeitsverhältnissen herauszutreten begannen. Denn erst, wenn die Natur zweck- und handlungsentlastet wahrgenommen werden kann, kann Landschaft als *ästhetisches Objekt* gesehen werden.⁸ Die Landschaft wurde dann in der Zeit der Gegenaufklärung und der Romantik zum Symbol einer harmonisch-ganzheitliche Totalität von konkreter Natur und »natürlicher«, hierarchisch gegliederter Gemeinschaft, deren »Geist« sich in der gestalteten Kulturlandschaft ausdrückt. Sie symbolisiert seitdem auch beispielsweise Heimat. Weil Landschaft als Superorganismus aufgefasst wird und Heimat symbolisiert, wird von Disko die historisch gewachsene landschaftliche Eigenart als Maßstab für die Integration fremder Arten angelegt.



Arten sind dann heimisch, wenn sie in eine Landschaft passen.

Die sinnstiftende Kraft des landschaftlichen Genius loci im holistisch-konservativen Naturschutz |

Das zeigt sich deutlich in dem folgenden Zitat. Für Disko besteht die ökologische Katastrophe nicht nur im Verlust der natürlichen Funktionen, sondern viel mehr noch in der völligen ästhetischen Beliebigkeit der Landschaftsräume: »Ein Jaguar und ein Gnu im Birkenwald, Gensen unter Möwen auf Helgoland oder Forsythien und Blaufichten im Auwald: warum eigentlich nicht? – ein »Spiel von Möglichkeiten« (J. Reichholf) eben. Ist es doch dem Jaguar wahrscheinlich gleichgültig, ob er einen Tapir oder ein Gnu erwischt – so wie es dem Fischotter des Autors »ziemlich gleichgültig ist, ob er einen Saibling oder eine Regenbogenforelle erwischt hat«. Recht ist, was schmeckt. (...) Besonders im Haustierbereich hat Exotisches in Deutschland gegenwärtig Konjunktur: Damwild- und Straußenfarmen, ein Lama-Zuchtverein und ein »Erster Bayerischer Kamelreiterverein«. *Chaos* freilich, definiert der norwegische Architektur-Theoretiker Christian Norberg-Schulz, komme zustande, wenn *beliebige Formelemente* zu *belie-*

bigen Zeitpunkten an beliebigen Stellen auftreten. Das ist's, was unter anderem auch den Krebs ausmacht und das ist's, was diese allein menschengemachte und sich immer rascher »beschleunigte (sic!) Dynamik« so erschreckend macht.«⁹

Da Disko aber auch dem landschaftlichen Superorganismus in einem gewissen Rahmen Entwicklungsmöglichkeiten zuschreiben muss, weil die Evolution nicht stillsteht und ein Organismus immer »wächst«, können die regionalen Lebensgemeinschaften nicht völlig abgeschlossen sein. Daher muss zwischen guter und schlechter Einwanderung unterschieden werden; das ist auch der Sinn der Differenzierung zwischen selbsttätiger Einwanderung und passiver Einschleppung. Daher seien in der Vergangenheit in Mitteleuropa Neulinge eingewandert, mit denen sich gut leben lasse, »gutartige Einmieter, die sich mit einem *kleinen Plätzchen begnügen* und keinerlei *Gewaltbereitschaft* zeigen. So ist etwa das in den Walddickichten der Toskana und Südtaliens ein nächtliches Dasein führende Stachelschwein ein Mitbringsel der Römer aus Nordafrika; ebenso als Erinnerung an die Römer gilt die Wildtulpe (*Tulipa silvestris*) in deutschen Weinbergen. Und was wäre eine *Kindheit* und ein *Biergarten* ohne Kastanien oder ein *Muttertag* ohne Flieder? Und wer wollte im Ernst etwas gegen Türkentaube und Karmingimpel haben: gegen Arten also, die ihren Weg durch »*eigene Arbeit*« zu uns gefunden haben? Und wer wollte es Wolf, Bär oder Luchs verdenken, wenn sie in ihre *uralte Heimat* zurückkehren wollen – auch wenn diese mittlerweile durch Menschenfleiß fast zur Unkenntlichkeit verstümmelt ist. Ein Bedarf allerdings für nordamerikanische Waschbären und ostasiatische Marderhunde lässt sich für Europa nicht erkennen. Zusammen mit dem Millionenheer der Hauskatzen, *Abkömmlinge der Nubischen Falbkatze*, dezimieren nun drei Fremdartarten unsere schwindende Vogelwelt.«¹⁰

Entscheidend ist also, dass das Fremde zum Eigenen passt, *sich einfügt* und damit an dessen Symbolwert teilnehmen kann. Man muss heimische Gefühle damit verbinden können – Erinnerungen an die Kindheit, den Muttertag und den Biergarten. »Leistung« bedeutet also nicht, »innovativ« über das Alte zu siegen, wie es in der liberalen Ideologie der Fall ist, sondern ist der *Dienst am hergebrachten Ganzen* und seiner Vollkommenheit, in dem man sich sein »Plätzchen« sucht bzw. sich anweisen lässt.

Entgegen den »produktiven« Arten, die durch eigen-tätige Einwanderung gewissermaßen produktive Arbeit

leisten, werden die »parasitären« eingeschleppten Marderhunde, Waschbären, Bisamratten, Indisches Springkraut und Japanknöterich vor allem auch deshalb abgelehnt, weil sie *prinzipiell die falsche Geschichte*, nämlich die Geschichte vom Niedergang regionaler Tradition durch die Etablierung der universellen Industrie und des Weltmarktes verkörpern. Denn erst mit Beginn des Weltmarktes und dem damit verbundenen Verkehr nach der Entdeckung Amerikas wird ihre Ausbreitung über die biogeographischen Grenzen hinaus möglich. Sie sind daher die Repräsentanten des globalen Zeitalters der Moderne und verkörpern deren bindingslosen Universalismus im Gegensatz zur sinnstiftenden regionalen, d.h. landschaftlichen Eigenart. *Schon allein ihr Auftreten* genügt daher, um eine alles vernichtende Invasion vorauszusagen, denn sie zeigen für Disko, dass die Tradition eigentlich schon verloren hat.

Ganz anders sind die Werte der progressiv-liberale Naturschutzauffassung, die diese Entwicklung positiv interpretiert.

Die liberal-progressive Naturschutzidee | Die progressive Auffassung von Naturschutz ist in das dem Konservatismus konträre liberale Weltbild eingebettet. Dieses beruht auf der Idee des *autonomen Subjekts*, das sich aus den feudalen Machtverhältnissen befreit hat, sodass es nur sich selbst verantwortlich ist und mittels *allgemeiner Vernunft* und *allgemeinem technischem Wissen* durch *pragmatisches Problemlösungsverhalten* seinen individuellen Nutzen verfolgt und dabei offenen Fortschritt erzeugt.¹¹ Gesellschaft konstituiert sich, weil eine metaphysische Sinninstanz, die das Ganze integriert, abgelehnt wird, durch die *Selbstorganisation der Individuen* in einem *Trial-and-error*-Verfahren, bei dem jeder nach seinem Nutzen strebt und aus seinen Erfahrungen lernt.

Der Einzelne nimmt dadurch sein Glück in die eigene Hand, wobei sein grundsätzlicher Freiraum rational per Gesellschaftsvertrag, d.h. vor allem durch die *staatliche Garantie des Eigentums* und des *Schutzes des dynamischen Interessenausgleiches* der Individuen, d.h. des freien Marktes festgelegt wird. Diese Gesellschaftsform produziert zwangsläufig das Prinzip des *Pluralismus* und der *Toleranz*: Jeder hat das Recht, in diesem Rahmen nach seiner Fassung glücklich zu werden.¹²

Auf der Ebene der ökologischen Theoriebildung spiegelt sich dieses Weltbild in dem sog. individualistischen Ansatz. Dieser auf Gleason¹³ zurückgehende Ansatz erklärt die Vergesellschaftung der Arten nicht als Ergebnis festgefügtter »ganzheitlicher« und regional manifestierter Lebensgemeinschaften mit einem je eigenen Wesen, sondern mit der *mehr oder weniger zufälligen Kombination der Arten* in einem bestimmten Raum.

Individualität bedeutet hier im Gegensatz zu dem auf Eigenart bezogenen Individualitätsbegriff des konservativen Weltbildes, dass lediglich das kontingente *Einzelne*, also die einzelne Art oder Pflanze hinsichtlich ihrer Umweltansprüche als Realität anerkannt wird. Die Arten sind durch ähnliche Umweltansprüche aneinander gebunden und bilden hauptsächlich deshalb Gesellschaften, weil sie der *Zufall ihrer Ausbreitung* am gleichen Ort zusammenbringt. Weil es keine festen Lebensgemeinschaften mit einem eigenen Wesen gibt und Ökosysteme nicht als Superorganismen angesehen werden, sondern als interessegeleitete gedankliche Abstraktionen der Wissenschaftler¹⁴, ist praktisch eine unbegrenzte Zahl von Artenkombinationen denkbar. Da es nichts Reales ist, kann ein Ökosystem auch nicht zerstört werden. Durch menschliche Eingriffe verändern sich lediglich die Umweltbedingungen und damit die Artenkombinationen.

Einwanderungen werden – anthropogen bedingt oder nicht – als Bereicherung der Artenvielfalt angesehen. Weder hat die Existenz von Räumen mit einem eigenen Wesen eine Bedeutung, noch die Unterscheidung in menschliche oder nicht-menschliche Entwicklungen, denn es gibt keine Zwecke der Ökosysteme »an sich«.

Der individualistische Ansatz hat somit im Gegensatz zum holistisch-organisistischen erstens keinen Begriff von Landschaft. Diese Auffassung hat zweitens zur Folge, dass funktionale Zwecke der Natur *nur von außen*, d. h. durch die Gesellschaft gesetzt werden, weil es keine Funktionen der Arten für einen Gesamtorganismus gibt. Die Funktionen der Ökosysteme werden dabei vor allem pragmatisch nach ihrem *Nutzen* bewertet. Deshalb bezeichnet Reichholf die Schäden, die durch die fremden Arten entstehen und die rational nachvollziehbar sind, folgerichtig auch als Einschränkung von ökonomischen Interessen. Die fremden Arten werden von ihm entsprechend grundsätzlich als Bereicherung des vorhandenen Artenspektrums begrüßt, solange nicht empirisch nachgewiesen ist, dass sie einen genau definierten, ökonomischen Schaden anrichten.

Weil der holistische Ansatz die »intakten« traditionellen Gemeinschaften verteidigt und somit einen Hang zum Musealen aufweist, wirft Reichholf dem landläufigen Naturschutz vor, »eine Art von Denkmalschutz« zu betreiben, der sich an überholten Kulturlandschaftsbildern orientiere: »Er will ›Landschaftsbilder‹ bewahren. Alles, was das gewohnte Bild verändert, wird reflexhaft bekämpft. Dabei ist bei uns ohnehin alles Kulturlandschaft. Das Neue – etwa ein Stausee – muss für Pflanzen und Tiere nicht unbedingt schlechter sein als das Alte. Danach wird aber nicht gefragt.«¹⁵ Damit ist der Vorwurf verbunden, die Lebensgemeinschaften ästhetisch in Hinblick auf willkürlich gewählte Landschaftsausschnitte zu beurteilen und damit wissenschaftlich-ökologische Analyse mit Werten zu vermischen, also naturalistische Fehlschlüsse zu ziehen und Ideologieproduktion zu betreiben.¹⁶

Dem setzt Reichholf die *Dynamik der Natur als evolutionäres Geschehen* entgegen, das als Prozess der ständigen und undeterminierten Veränderung der Vielfalt zu verstehen sei. Es habe daher wenig Sinn, bestimmte Zustände der Natur in bestimmten räumlichen Grenzen fixieren zu wollen, so wie man sie als landschaftliches Bild im Kopf habe. Die natürlichen Raumeinheiten würden sich in den wenigsten Fällen mit den von Menschen willkürlich gezogenen Grenzen decken. Und auch schon die Artenkonstellation der historischen Kulturlandschaft, die als Ausdruck intakter Verhältnisse gelte, habe sich durch Einwanderung von Arten in Reaktion auf die Veränderung der Umweltbedingungen durch die Landwirtschaft ergeben. Die Wanderung der Arten ist daher für Reichholf Ausdruck der flexiblen Reaktionsfähigkeit der Natur auf die menschliche Veränderung der Umweltbedingungen und damit nur »natürlich«. Die Zuwanderung ist für ihn daher eine willkommene Bereicherung des bereits Existierenden und eine Gegenentwicklung zum allseits beklagten Artenrückgang.¹⁷

Aber auch Reichholf argumentiert *symbolisch*, um seine Auffassung über die natürliche Ordnung plausibel zu machen: Nach individualistischer Sichtweise sind die Ansprüche der Arten an die materielle Natur autoökologisch bestimmbar, sodass die erfolgreiche Etablierung einer Art entweder eine Änderung der Umweltbedingungen anzeigt oder möglich wurde, weil die Art in den bestehenden Umweltbedingungen eine »leere Nische« antraf, die sie benötigt und die ihr nicht zufällig von einer der heimischen Arten streitig gemacht wurde, oder aber, weil die Art sich

den heimischen Konkurrenten als überlegen erwies. Dennoch spricht auch Reichholf über das »Wesen« der Natur und verlässt damit die Ebene ökologischer Argumentation. Er plädiert dafür, die Natur nicht als festgefügtes landschaftliches Ganzes, sondern als ein »Spiel von Möglichkeiten« und als »offenes System«¹⁸ zu verstehen. Irgendwie würden die Arten schon zusammenpassen und sich vergesellschaften, auch wenn nicht von einer organischen Gemeinschaft oder einem Ganzen des Naturhaushaltes, der quasi von einer übergeordneten Instanz zusammengehalten werde, gesprochen werden könne. Das Bild der Natur als organisches Ganzes wird daher von Reichholf durch das Bild der Natur als *fließendes Geschehen* ersetzt: »Alles fließt (panta rhei)« sagten schon die griechischen Naturphilosophen des klassischen Altertums und stellten sich gegen eine Betrachtungsweise der Natur, die davon ausging, dass alles in einer festgefügtten Ordnung seinen Platz und seine Rolle hat.«¹⁹

Dieses Zitat zeigt deutlich, dass sich auch Reichholf mit seinem Rekurs auf die griechische Philosophie hinreißt, nicht nur empirische Sachverhalte zu beschreiben, sondern wie Disko Mutmaßungen über das Wesen der Welt zu äußern; er ersetzt hier lediglich ein *Bild* von Ordnung durch ein anderes.

Der Grund für den Wechsel von einer ökologischen zu einer symbolischen Argumentation liegt darin, dass als Maßstab dafür, dass die Natur flexibel reagiert, der Begriff der *Vielfalt* verwendet wird, ohne dass gesagt wird, wie Vielfalt mit der Funktionsfähigkeit des Naturhaushaltes, z. B. zu seiner Produktivität, in Beziehung steht. Dass dies unterlassen wird, ist nicht verwunderlich, denn über die ökologische Rolle der Vielfalt ist in der Ökologie wenig bekannt. Zudem wird das Phänomen der *Redundanz*, d. h. der Existenz funktional überflüssiger Vielfalt diskutiert. Reichholf kann also keinesfalls *pauschale* ökologische Argumente für die Vielfalt anführen.

Vielfalt ist – wie wir gesehen haben – neben der Eigenart der zentrale Wert holistisch-organisistischer Weltanschauungen. Sie kann aber auch im liberalen Gesellschaftsmodell für *Pluralität* und *Offenheit* stehen, d. h. für einen Sinnzusammenhang, in dem der Aspekt der Möglichkeiten und der Reichhaltigkeit der Welt nicht auf die Erreichung von metaphysisch gesetzten Endzielen bezogen ist, sondern mit *Beliebigkeit* behaftet ist. *Individualität* bedeutet dann, *gleichberechtigtes Element* unter einer Vielzahl von anderen Elementen zu sein.

Damit wird in Reichholfs Argumentation paradoxerweise die symbolische Bedeutung der Vielfalt eingesetzt, um die holistisch-organisistischen Weltanschauungen »naturwissenschaftlich« zu widerlegen. Da das aber nicht geht, wird über den Sinn der Vielfalt gesprochen, um ihre Notwendigkeit zu belegen, und damit ebenfalls ein metaphysisches Argument eingeführt. Daher dreht sich die Auseinandersetzung um die »richtige« Art der Vielfalt (offene oder geschlossene) und daher vermutet jeder im anderen einen Ideologen. Unerkannt bleibt in dieser Diskussion, dass Naturschutz auf eine Sinnordnung angewiesen ist, weil er Werte benötigt, um handeln zu können. Da also auch Reichholf symbolisch argumentiert, verwundert es nicht, dass es einen symbolischen Ort gibt, der seine Werte verkörpert. Dieser Ort ist nicht die Landschaft wie in der holistisch-organisistischen Naturschutzauffassung, sondern ihr in der europäischen Geistesgeschichte verankerter Gegenpol, nämlich die *Stadt*.

Der Genius der Stadt | Da im individualistischen Ansatz ein Ort lediglich ein Raum mit bestimmten Umweltbedingungen ist, ist hier die Bezugnahme auf ein irgendwie geartetes »Wesen« dieses Ortes belanglos. Dennoch bezieht sich Reichholf auf einen Genius loci, der seine Werte verkörpert und der dem kritisierten holistisch-organisistischen »Geist« der gewachsenen Landschaft widerspricht: Nicht die Landschaft als Maß für die »richtige« Vielfalt, sondern die Stadt als Ort moderner Vielfalt. Reichholf nennt als herausragendes Beispiel Berlin, weil hier die Zahl der Brutvogelarten über dem Durchschnitt eines jeden Großschutzgebietes (in Deutschland) liege.

Zunächst führt Reichholf aber die *Standorteigenschaften* der Stadt als Ursache für die Vielfalt an, argumentiert also in einem ökologisch-funktionalen Sinne: Die Stadt habe die Landschaft als differenzierten Standort abgelöst, weil die industrialisierte Landwirtschaft aus den bekannten Gründen (Düngung, Einebnung landschaftlicher Strukturdiversität usw.) die gewachsene Vielfalt zerstöre, während heute die städtische Nutzungsvielfalt durch die Schaffung unterschiedlichster Standorte grundsätzlich Artenvielfalt erzeuge. Daher sei heutzutage die Stadt als nichtlandschaftlicher Raum der artenreichste Lebensraum.²⁰ Wegen der Standortvielfalt wird eine hohe Einwanderungsrate

ermöglicht, und diese sieht Reichholf als Ausdruck des dynamischen Wesens der Natur an.

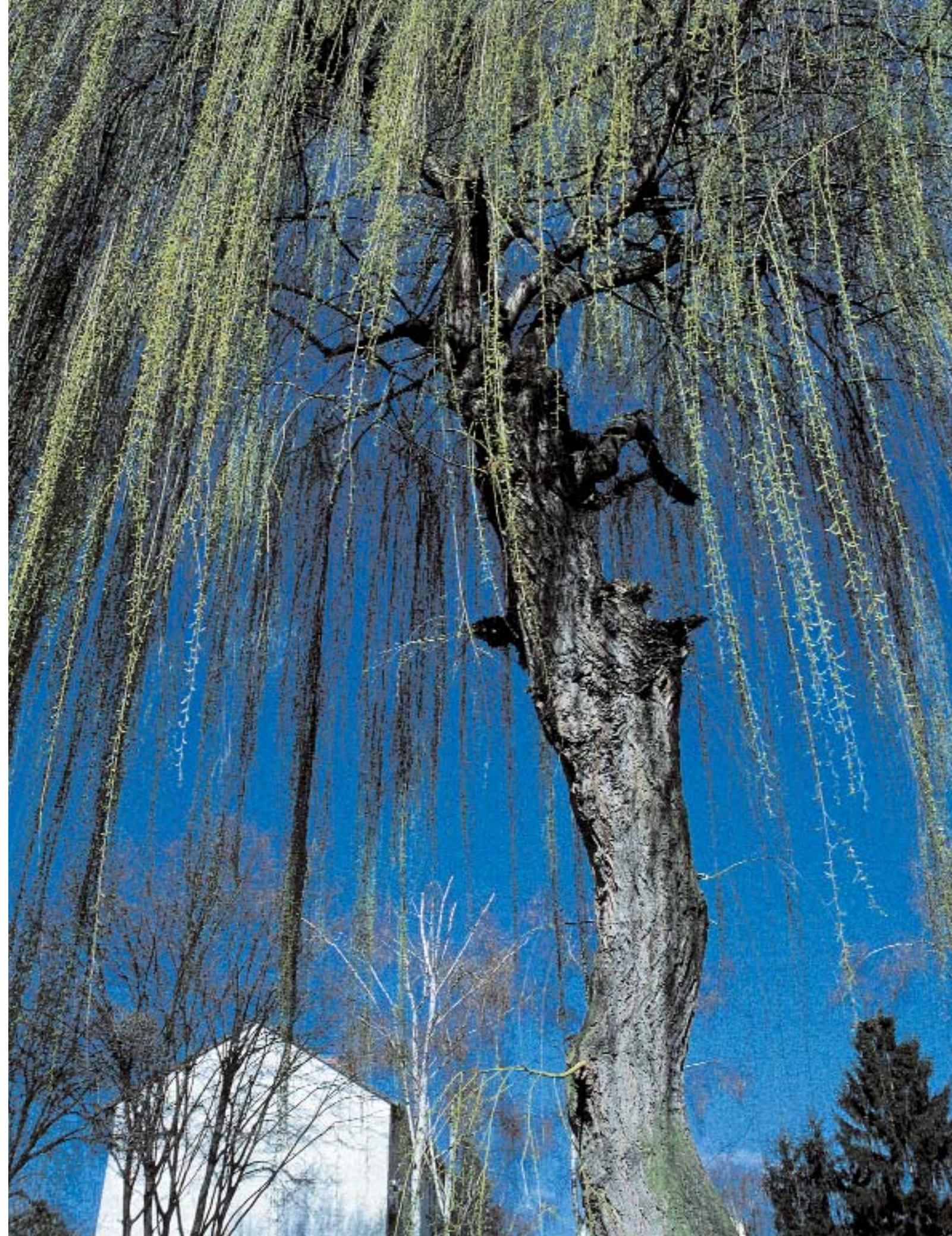
Da grundsätzlich die *Anpassungsfähigkeit* der Arten und nicht ihr Beitrag zu einer bestimmten landschaftlich-historischen Typik hoch bewertet wird, spricht sich Reichholf gegen eine *Wertung der Arten* in erstklassige (die Arten, die gewöhnlich in der traditionellen Kulturlandschaft beheimatet waren) und in zweit- oder gar drittklassige (die sog. Allerweltsarten) aus, wie sie im Naturschutz üblich ist. Er scheint auf den ersten Blick ganz aus der Position der Natur zu argumentieren, wenn er ausführt, dass nur der Mensch werte. Tatsächlich aber projiziert auch er seine Werte in die Natur, weil im Naturschutz zwischen einer wertvollen und einer nicht wertvollen Natur unterschieden werden muss, um überhaupt etwas schützen zu können.²¹ Das »Wesen« der Natur wird mit dem urbanen »Wesen« der Stadt verbunden: Die Stadt verkörpert demnach eine offene Dynamik, die der ländlichen Ordnung entgegengesetzt ist, denn sie ist traditionell der Ort der Begegnung mit dem Fremden und vielfältiger kultureller Entwicklungsmöglichkeiten. Daher verbindet man mit Urbanität die Werte *Freiheit, Pluralität, Flexibilität* und *Kosmopolitismus*, also jene Werte, die Reichholf auch an der Natur schätzt.²²

Die Stadt ist somit auch der symbolische Repräsentant der offenen natürlichen Vielfalt. Da sie aufgrund dieser beliebigen Vielzahl der Möglichkeiten und ihrer Internationalität von der konservativen Zivilisationskritik immer als Inbegriff der »wurzellosen« Existenz in der Moderne kritisiert wurde und die fremden Arten ja ebenfalls als Ausdruck dieser Bindungslosigkeit angesehen werden, hat die Parteinahme für die Stadt auch aus diesem Grund eine politische Komponente. Das Faszinierende am Artenreichtum der Stadt besteht daher für Reichholf darin, dass Arten, fremde wie auch heimische, die Zentren der Großstädte erobern. Sie scheinen auf diese Weise *die Flexibilität und die evolutionäre Produktivität der Natur* sowie *die grenzenlosen Möglichkeiten der Stadt* zu demonstrieren, bieten also nicht nur ein ästhetisches Erlebnis, sondern ein liberales Sinnerlebnis.²³ Da die Stadt diese liberalen Werte verkörpert, vertritt Reichholf mit seinem Plädoyer für die städtische Vielfalt unter der Hand eine Konzeption räumlicher Eigenart, obwohl er den Naturschutz dafür gerade kritisiert. Das fällt aber nicht so ohne weiteres auf, weil der Begriff der Eigenart an die Landschaft gebunden ist und die Stadt traditionell als Inbegriff der Eigenartlosigkeit gilt.

Dieser Befund mag konstruiert erscheinen, aber die liberale Weltanschauung Reichhofs verleitet ihn zu signifikanten Auslassungen bei der Darlegung der funktionalen Bezüge der Arten untereinander: Im Gegensatz zur Vorstellung eines organischen Ganzen geht – wie bereits gesagt – der individualistische Ansatz grundsätzlich davon aus, dass jedes Individuum einer Art versucht, seine Bedürfnisse (z. B. Nahrung, Revier, Fortpflanzung) zu befriedigen. Welche Individuen sich durchsetzen und welche Arten miteinander an einem Standort auftreten, regelt sich durch diverse Beziehungen (z. B. Räuber-Beute-Verhältnis; mutualistische Beziehungen wie die Symbiose etc.), vor allem aber durch die Konkurrenz. Als einzigen Mechanismus nennt Reichholf aber die *Prädation* (Räuber-Beute-Verhältnis) im Sinne von »Fressen und Gefressenwerden«: »Für den Sperber ist der Karmingimpel interessanter, weil dieser (...) für ihn eine mögliche Beute darstellt, während es dem Fischotter ziemlich gleichgültig sein dürfte, ob er einen Saibling oder eine Regenbogenforelle erwischt hat. Derselbe Otter wird in einer jungen Bisamratte eine höchst willkommene Beute erblicken und sie, wie sein Vetter in Nordamerika, der Kanadaotter, zu fangen versuchen, während mancher Naturschützer die Bisamratte lieber ganz ausrotten möchte, weil sie eine Faunenverfälschung darstellt.«²⁴

Dass Reichholf die *mutualistischen Beziehungen* ignoriert, ist nur dadurch zu erklären, dass diese Beziehungen gegen die bedingungslose »Freiheit« der Arten sprechen und in die organistische Naturvorstellung passen. Er räumt aber ein, dass die Natur kein totales Chaos sei, »wo jedes Lebewesen tun und lassen, sein und leben kann, was es will und wo es will. Die Arten passen schon irgendwie zusammen; sie sind nur nicht so streng miteinander verbunden, wie man das bis in die neue Zeit vielfach angenommen hatte, aber auch nicht so frei, dass sich jede an jeden beliebigen Platz hinbewegen und festsetzen könnte.«²⁵ Reichholf führt aber nicht weiter aus, wie die Vergesellschaftung der Arten erklärt werden könnte. Er müsste in Abgrenzung zu holistisch-organistischen Auffassungen speziell den Nutzen, also die Steigerung ihrer Überlebenschancen beschreiben, den die Arten daraus ziehen, dass sie miteinander Lebensgemeinschaften eingehen.

Die Schwäche des *naturschützerischen* Konzepts Reichhofs besteht dann darin, dass er seinem Wohlgefallen an der Produktivität der Natur und der Flexibilität der Arten irgendwie objektivistisch ein »ökologisches« Artenschutz-



argument abzugewinnen versucht. dass es aber um mehr geht als nur um ökologische Funktionen, zeigt eine Äußerung sehr deutlich, in der er sich zunächst wieder pointiert gegen die Warnungen holistischer Naturschützer wendet, die das Artensterben als lebensbedrohliche Entwicklung sehen: »Diese Weltuntergangsszenarien sind aus einer Grundhaltung der betreffenden Leute verständlich, aber sie stimmen einfach nicht. In weiten Bereichen Chinas gibt es praktisch keine wildlebenden Pflanzen und Tiere mehr. Trotzdem kann über eine Milliarde Menschen dort existieren. Die Frage lautet: Macht es Spaß, so zu leben? Es sollte uns gelingen, immer mehr Menschen klarzumachen, dass ein Miteinander von Artenvielfalt und Mensch eine lohnende Perspektive ist.«²⁶ Ein konservativer Naturschützer würde sagen, dass eine vielfältige und charaktervolle Natur unabdingbarer Bestandteil einer sinnerfüllten, anregenden und reichhaltigen menschlichen Existenz ist. Da für Reichholf Sinn metaphysisch ist, er aber dennoch nicht darauf verzichten kann, eine über die reinen Funktionen der Natur hinausgehende Begründung für ihren Schutz anzuführen, kommt er auf den Aspekt der menschlichen Lebensqualität zu sprechen. Diese Qualität darf aber, obwohl sie anregend sein soll, zu nichts verpflichten. Daher muss sie Spaß machen, d.h. es reicht, wenn sie interessant, kurios und überraschend ist. Um es also pointiert zu sagen: gegen die konservative Pflichterfüllung am Ganzen führt Reichholf die Spaßgesellschaft als Letztbegründung für den Naturschutz ein.

Ausblick auf die Stadtplanung | Erfrischend ist daran, dass im Gegensatz zu dem oft misanthropischen Gestus des herkömmlichen Naturschutzes ein hedonistisches Element des Naturgenusses eingeführt wird, das an den englischen Naturschutz erinnert (»Enjoy nature«). Wir haben aber auch gesehen, dass selbst die progressive Naturschutzauffassung ein zentrales konservatives Element beinhaltet, insofern sie sich gleichfalls auf das Wesen des Ortes notwendig bezieht. Diese kulturelle Perspektive muss zum einen bei Bewertungsfragen im Naturschutz von der ökologischen Beschreibung der jeweiligen Situation getrennt werden. Zum anderen ist, pragmatisch gesehen, die Interpretation des Genuis loci ein wichtiges

Element für die Gestaltung von Räumen. Eine in der Stadtplanung derzeit sehr dominante Diskussion dreht sich darum, ob den suburbanen Räumen, die allerorten entstanden sind, eine neue spezifische Qualität abgewonnen werden kann. Diese Qualität soll dann als Perspektive für die Gestaltung der »Zwischenstadt«²⁷, die weder eine rein städtische, noch eine rein ländliche Typik aufweist, dienen.

Hier spielen fremde Arten als Ausdruck einer neuen und interessanten urbanen Natur eine gewisse Rolle. Das Interessante wird von Nohl als eine Dimension ästhetischer Erfahrung bezeichnet, die gerade in dem unidentifizierbaren Chaos des suburbanen Raums von erheblicher Bedeutung sei, diesem also eine gewisse unvermutete Attraktivität verleihen kann, die sich nicht an den mit herkömmlichen Landschaftsbildern verbundenen Wahrnehmungserwartungen orientiert.²⁸ Der neuartige und bei näherem Hinsehen interessante Charakter der Zwischenstadt zeigt sich u. a. daran, dass sich hier Papageien (vor allem Halsbandsittiche) fest etabliert haben: »Nicht nur ungewöhnliche Pflanzen, sondern auch viele traditionell nicht in der Stadt, ja nicht einmal in unseren Breiten anzutreffende Tierarten haben sich den veränderten Lebensbedingungen angepasst, wie die in den Kölner Grünanlagen und im Park in Wiesbaden-Biebrich lebenden Papageienkolonien.«²⁹

»Neue Urbanität« und »neue Natur« ergänzen sich somit. Galt bislang die aus dem Ort »herausgewachsene« Vielfalt als Inbegriff von Eigenart, so soll jetzt die von überall herkommende Vielfalt dazu dienen, eine neue Beziehung zum Ort herzustellen. Die Problemlage ist somit paradox: Der Genius loci soll sich nun in dem Entäußern, was bislang als beliebig, weil nicht heimisch und damit charakterlos definiert war. Jetzt entdeckt man den Charakter diese Beliebbarkeit als neue interessante Raumqualität. Daher ist das Exotische nicht Ausdruck einer aus den Fugen geratene Welt, wie für den traditionellen Naturschutz, oder lediglich eine skurrile Erscheinung, sondern die Natur einer neuen »Stadtkultur«. Das Fremde wird als bereichernder Bestandteil neuer Stadtkulturlandschaften angesehen, die in der (Zweiten) Moderne gar keine organischen Ganzheiten mehr sein können, aber lebenswerte Qualitäten aufweisen sollen – also letztlich auch neue Heimaten werden sollen.

Anmerkungen

- 1 Nationalpark Nr. 91 (2): S. 21 – 26, 1996
- 2 Reichholf, H. J.: *Sine ira et studio*, Nationalpark Nr. 95 (2) S. 19 – 21, 1997
- 3 Ritter, J.: *Zur Funktion des Ästhetischen in der modernen Gesellschaft*. In: Ritter, J.: *Subjektivität*, S. 141 – 163 und 172 – 190, Frankfurt am Main 1980 (zuerst erschienen 1963)
- 4 Schumann, H.-G. (Hrsg.): *Konservatismus*, Königstein 1984
- 5 Seifert, H.: *Einführung in die Wissenschaftstheorie*, Bd. 2, München 1991
- 6 Sieverts, T.: *Die Stadt in der Zweiten Moderne, eine europäische Perspektive, Informationen zur Raumentwicklung (7/8)*, S. 455 – 473, 1998
- 7 Sieverts, T.: *Zwischenstadt zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land, Bauweltfundamente 118*, Braunschweig / Wiesbaden 1999
- 8 Simmel, G.: *Das Schöne und die Kunst. Philosophie der Landschaft*, In: Simmel, G.: *Brücke und Tür*, S. 141 – 152, Stuttgart 1957
- 9 Strauß, L.: *Naturrecht und Geschichte*, Frankfurt am Main 1977
- 10 Tansley, A. C.: *The use and abuse of vegetational concepts and terms*, Ecology 16, 1935, S. 284 – 307. Trepl, L.: *Geschichte der Ökologie. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Frankfurt/Main 1987
- 11 Vgl. Disko 1996, 1997; Reichholf 1996, 1997; DER SPIEGEL 1999
- 12 Vgl. Brandt 1974; Grebing 1969; Habermas 1967, 1971; Kühnl 1968; Locke 1978, 1981; MacPherson 1990; Mittelstrass 1970; Pocock 1993; Strauß 1977
- 13 Seifert 1991, S. 74. Vgl. dazu ausführlich ebd., S. 69ff
- 14 DER SPIEGEL 1999, S. 139. Vgl. Eisel 1982, Grebing 1969, Schumann 1984, Greifenhagen 1986
- 15 Clements zit. n. Trepl 1987, S. 146. Vgl. Piepmeier 1980; Ritter 1980; Simmel 1957
- 16 Disko 1996, S. 39 f.; Hervorhebungen S. K. Ebd., S. 39; Hervorhebungen S. K.
- 17 Kötzle 1999; Vgl. Brandt 1974; Grebing 1969; Habermas 1967, 1971; Kühnl 1968; Locke 1978, 1981; MacPherson 1990; Mittelstrass 1970; Pocock 1993; Strauß 1977
- 18 Gleason 1926
- 19 Tansley 1935
- 20 Reichholf 1994; Vgl. Reichholf 1996, S. 21f; Vgl. Reichholf 1996/97
- 21 Reichholf 1996, S. 22
- 22 Ebd., S. 22
- 23 Ebd., S. 24f
- 24 Vgl. ebd., S. 25f
- 25 Vgl. z. B. Häusermann und Siebel 1997
- 26 Es existieren diverse Muster der Wertschätzung städtischer Natur. Vgl. dazu Eisel, Bernard und Trepl 1996
- 27 Ebd., S. 26, Ebd., S. 23
- 28 Reichholf 1994; Hervorhebung S. K.
- 29 Sieverts 1999
- 30 Nohl 2001, S. 55
- 31 Sieverts 1998, S. 465

Literatur

- Brandt, R.: *Eigentumstheorien von Grotius bis Kant*. Stuttgart 1974
 DER SPIEGEL: *Bulldozer gegen Rhododendron*, (1), S. 136 – 139, 1999
 Disko, R.: *Mehr Intoleranz gegen fremde Arten*, Nationalpark Nr. 93 (4), S. 38 – 42, 1996
 Disko, R.: *Grauhörnchen für Bayern?*, Nationalpark Nr. 97 (3), S. 43 – 46, 1997
 Eisel, U.: *Die schöne Landschaft als kritische Utopie oder als konservatives Relikt. Über die Kristallisation gegnerischer politischer Philosophien im Symbol »Landschaft«*, Soziale Welt 33 (2), S. 157 – 168, 1982

- Eisel, U., Bernard, D. und Trepl, L.: *Gefühlte Theorien: Innerstädtische Brachflächen und ihr Erlebniswert*, Zeitschrift für Semiotik, Band 18, Heft 1, S. 67 – 81, 1996
 Gleason, H. A.: *The individualistic concept of plant association*, Bull. Torey. Bot. Club 53, S. 7 – 26, 1926
 Grebing, H.: *Liberalismus, Konservatismus, Marxismus. Ein Überblick*. In: Kress, G. und Senghaas, D. (Hrsg.): *Politikwissenschaft. Eine Einführung in ihre Probleme*, Frankfurt am Main 1969
 Greifenhagen, M.: *Das Dilemma des Konservatismus in Deutschland*, Frankfurt am Main 1986
 Habermas, J.: *Naturrecht und Revolution. Theorie und Praxis, Sozialwissenschaftliche Studien*, Neuwied, Berlin 1967
 Habermas, J.: *Theorie und Praxis*. Sozialphilosophische Studien, Berlin 1971
 Hard, G.: *Spuren und Spurenlesen. Zur Theorie des Spurenlesens in der Vegetation und anderswo*, Osnabrücker Studien zur Geographie, Bd. 16. Osnabrück 1995
 Häusermann, H. und Siebel, W.: *Stadt und Urbanität*, Merkur, Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken 51 (4), S. 293 – 307, 1997
 Körner, S.: *Das Heimische und das Fremde. Die Werte Vielfalt, Eigenart und Schönheit in der konservativen und in der liberal-progressiven Naturschutzauffassung*, Fremde Nähe – Beiträge zur interkulturellen Diskussion, Bd. 14. Münster 2000
 Körner, S.: *Die Bedeutung des Gewöhnlichen. Zur Spurensuche Gerhard Hards*, Stadt und Grün 46 (3), S. 184 – 192, 1997
 Kötzle, M.: *Eigenart durch Eigentum. Die Transformation des christlichen Ideals der Individualität in die liberalistische Idee von Eigentum*, Beiträge zur Kulturgeschichte der Natur, Bd. 10. Berlin 1999
 Kühnl, R.: *Das liberale Modell politischer Herrschaft*. In: Abendroth, W. und Lenk, K. (Hrsg.): *Einführung in die politische Wissenschaft*, Bern, München 1968
 Locke, J.: *Über den richtigen Gebrauch des Verstandes*, Hamburg 1978
 Locke, J.: *Versuch über den menschlichen Verstand*, Hamburg 1981
 MacPherson, O.: *Die politische Theorie des Besitzindividualismus. Von Hobbes bis Locke*, Frankfurt am Main 1990
 Mittelstrass, J.: *Neuzeit und Aufklärung. Studien zur Entstehung der neuzeitlichen Wissenschaft und Philosophie*, Berlin 1970
 Nohl, W.: *Das landschaftliche Auge*, Politische Ökologie Nr. 69 (4/5), S. 51 – 55, 2001
 Piepmeier, R.: *Das Ende der ästhetischen Kategorie »Landschaft«*, In: Westfälische Forschungen 30, S. 1 – 46, 1980
 Pocock, J. G. A.: *Die andere Bürgergesellschaft. Zur Dialektik von Tugend und Korruption*, Frankfurt am Main 1993
 Reichholf, J. H.: *Kampf an den falschen Fronten*, Die Zeit, 1.7.1994
 Reichholf, J. H.: *In dubio pro reo! Mehr Toleranz für fremde Arten*, Nationalpark Nr. 91 (2), S. 21 – 26, 1996
 Reichholf, J. H.: *Sine ira et studio*. Nationalpark Nr. 95 (2), S. 19 – 21, 1997
 Ritter, J.: *Zur Funktion des Ästhetischen in der modernen Gesellschaft*, In: Ritter, J.: *Subjektivität*, S. 141 – 163; S. 172 – 190, Frankfurt am Main 1980 (zuerst erschienen 1963)
 Schumann, H.-G. (Hrsg.): *Konservatismus*, Königstein 1984
 Seifert, H.: *Einführung in die Wissenschaftstheorie*, Bd. 2. München 1991
 Sieverts, T.: *Die Stadt in der Zweiten Moderne, eine europäische Perspektive*. Informationen zur Raumentwicklung (7/8), S. 455 – 473, 1998
 Sieverts, T.: *Zwischenstadt zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land, Bauweltfundamente 118*. Braunschweig / Wiesbaden 1999
 Simmel, G.: *Das Schöne und die Kunst. Philosophie der Landschaft*, In: Simmel, G.: *Brücke und Tür*, S. 141 – 152, Stuttgart 1957
 Strauß, L.: *Naturrecht und Geschichte*, Frankfurt am Main 1977
 Tansley, A. C.: *The use and abuse of vegetational concepts and terms*, Ecology 16, 1935, S. 284 – 307
 Trepl, L.: *Geschichte der Ökologie. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Frankfurt am Main 1987



Was bedeuten die Arten für sich und was für den Menschen?

Prof. Dr. Walter Sachse | Universität Mainz

»Welche Natur schützen wir« – noch? Die primäre, ursprüngliche? Die sekundäre, vom Menschen gemachte? Weitergehend meinen wir doch vor allem die Vielfalt der lebendigen Organismen, weiter die Zahl ihrer Exemplare, weiter sicher auch den Zustand der Erdoberfläche, z. B. ihre Erosion, und schließlich gehören zur Natur auch die Sauberkeit des Wassers (nur etwa ein Viertel ist Süßwasser!) und die Bodenschätze; also was der Mensch als Schätze betrachtet.

Gleich vorauszuschicken – ich werde lange nicht alle Fragen beantworten können! Ich habe mir für heute Abend vor allem eine Doppelfrage gestellt, nämlich die im Titel, ausgehend von zwei Blöcken, den Tieren und den Menschen; die Pflanzen und die Mikroorganismen lasse ich mal weg!

Bei zwei Blöcken gibt es vier Fragen nach der Bedeutung, davon lasse ich auch wieder zwei weg, nämlich:

1 | Was bedeutet der Mensch für sich selbst? Ich bin kein Philosoph!

2 | Was bedeutet der Mensch für die Arten? Das wissen Sie alle und es wird auch in meinem Vortrag leider da und dort durchsickern. Es ist so viel darüber gesagt, diskutiert, hinausgeschrien worden, dass wir fast taub geworden sind dafür, gefühllos, wenn es nun tatsächlich wirklich irgendwann so kommt.

Nun zurück: Was ist eine Art? Einen gewissen Artbegriff haben schon kleine Kinder, zwar keinen zoologischen, aber sie würden z. B. niemals einen Bedlington-Terrier – ein Hund, der wie ein Schaf frisiert ist – mit einem Lamm verwechseln. Sie haben wahrscheinlich auch einen angeborenen Sinn für die Körperstruktur, was die Augen sind, was der Mund ... Und den hat andererseits auch der Hund.

Für Zoologen war die Art (heute muss ich dabei leider schon im Imperfekt sprechen!) die einzige Kategorie mit einer objektivierbaren Basis, nämlich eine Population, die in der Wildnis beim Zusammenleben sich mit der anderen, nächstverwandten Art nicht so vermischte, das es fruchtbare Nachkommen gab. Es bestand also eine Fortpflanzungsbarriere, die sich auf ganz verschiedene Weise ausdrücken kann, z. B. in Chromosomenunterschieden oder in Paarungsrufen. Somit ist es die unterste Kategorie im Besitz von Selbstständigkeit. Darunter gibt es die Unterart, die von geographischen Barrieren wie hohen Gebirgen, tiefen Gewässern o. ä. von ihrer Nachbar-Unterart ferngehalten werden muss, um sich nicht zu vermischen, d. h.

in der Evolution korrekt gesprochen, hat sich am Rande der Verbreitung einer Art ein Teil der Bevölkerung durch Anhäufung von genetischen Mutationen immer mehr selbstständig – aber eben noch nicht genug, um einer Wiedervermischung standzuhalten.

Die nächsthöhere Kategorie über der Art ist die Gattung; Sie gibt das erste Wort bei der wissenschaftlichen Bezeichnung her, das zweite Wort die Art, und wenn es Unterarten gibt von dieser Art, dann liefern sie das dritte Wort. Also z. B. *Panthera tigris altaica*. *Panthera* ist die Gattung von Arten sehr großer Katzen, *tigris* bezeichnet den Tiger und *altaica* ist ein geographischer Hinweis. Der Artname kann ein Adjektiv sein, z. B. *striatus* für gestreift, oder der Genitiv eines latinisierten Namens eines Menschen, z. B. *muelleri*, zu dessen Ehren er vom Beschreiber benannt wurde. Heute ist es nicht mehr allein eine Ehrung, sondern es gibt auch Menschen, die Geld dafür zahlen, das ihr Name auf diese Art verewigt wird – Geld, das dann der Wissenschaft zugute kommen soll (Biopat). In Klammern dahinter steht der Beschreiber.

Bei ganz altbekannten Arten steht in Klammern »L.« für Carl von Linné – ein schwedischer Mediziner und Naturforscher, der 1735 dieses System lateinischer Benennung eingeführt hat, erstmalig universell für die wissenschaftliche Verständigung rund um die Welt. Linné tat es zuerst für die Botanik, darauf basierend ein gleiches System für die Tiere und dann auch für die Krankheiten! Dies als Leibarzt des Königs, z. B. *Typhus abdominalis* und *Typhus exanthematicus*. Der Umfang einer Gattung und aller noch umfassenderen Kategorien sind menschliche Willkür, ist den Wissenschaftlern, den Taxonomen, überlassen; sie sind bemüht, im taxonomischen System möglichst genau die Abstammungsgeschichte, die Evolution, zum Ausdruck zu bringen. So können ganz ähnlich aussehende Tiere – ähnlich, weil sie sich in gleichen Lebensräumen durchschlagen – ganz verschiedene Klassifikationen haben, weil sie eben ganz verschiedene Ahnen haben, sich aus diesen konvergent entwickelt haben.

Das nicht-biologische Publikum macht es nach einem natürlichen Gefühl: Was ist etwas anderes? Für eine Namensgebung entstehen dann z. B. Fragen wie: »Wie viele Sorten von Bären gibt es auf der Welt?«. Sorten sind aber – im Sprachgebrauch ganz überwiegend – die Zuchtformen einer einzigen, domestizierten Pflanzenart, z. B. Tomatensorten. Rassen sind die Zuchtformen einer einzigen, domestizierten Tierart, z. B. Hunderassen, Taubenrassen.

Die Artbeschreibung ist in der Zoologie ein hoch emotional aufgeladenes Gebiet, wer zuerst kommt, wer welches Vorrecht hat, was gilt usw.; dafür gibt es strenge internationale Regeln und oft Streit. Durch die Menge der sich engagierenden Zoologen als solcher und durch die Verfeinerung der Untersuchungsmethoden sind z. B. Tierformen, die vor 30 Jahren noch als Unterarten galten, heute selbstständige Arten mit wieder eigenen Unterarten. Umstellungen in andere Gattungen sind nicht gerade an der Tagesordnung, aber leider kommen sie alle Jahre vor. Dadurch wird die Stabilität und die Universalität dieses Benennungssystems in Frage gestellt. Da der Test der fruchtbaren Kreuzbarkeit nur in wenigen Fällen zu Beginn gemacht wurde, sieht man sich heute mit der Tatsache konfrontiert, dass er sehr häufig nicht stimmt. Bei Vögeln und Reptilien gibt es sogar zahlreiche Gattungs-Hybriden (noch nicht auf Fruchtbarkeit getestet) und fruchtbare Arthybriden.

Daher ist es auch absolut unsinnig, viele monotypische Gattungen aufzustellen, einfach unpraktikabel! Eine Ausnahme sind vielleicht so genannte lebende Fossilien. Stellen Sie sich das System, der Evolution folgend, etwa als eine Hecke im englischen Garten vor, die Sie heute frisch geschnitten haben. Dieser Schnitt trifft natürlich auch einmal solitäre Äste (monotypische Gattungen), aber eben sehr viele kleine, selbstständige Ästchen (also Arten) und auch sehr oft Astgabeln, also sich gerade abspaltende Unterarten. In Wahrheit sind zwischen allen Graden von Aufspaltungen Übergänge. Je genauer wir hinsehen, heute molekularbiologisch, desto fließender werden sie. Sehr wichtig wird das zurzeit bei der Arterhaltung in menschlicher Obhut: Welche unterste Einheit betrachten wir als separat zu konservierende Tierform? – Das bedeutet oft teure Aufwendungen!

Eine Art ist also ein schwimmender Prozess; horizontal durch geographische Abspaltung von Unterarten, vertikal durch die genetische Veränderung, die Mutationen an sich, in ihrer Anpassung für ein anderes Lebensmilieu, z. B. die nächste Eiszeit. All diese Prozesse laufen aber, auch verschieden je nach Tiergruppe, sehr langsam, in Jahrtausenden bis Jahrmillionen – und diesen Vortrag halte ich, weil diese Prozesse durch uns Menschen eine ganz unerwartete, unerhörte Beschleunigung erfahren haben! Horizontal beschleunigen wir durch eine Verinselung der Lebensräume – Landschaften werden zerschnitten von breiten Straßen, Kanälen, Dörfern, Feldern (nicht

einmal kleine Vögel riskieren es, breite Straßen zu überfliegen!), vertikal ändern wir das Milieu durch all unsere bekannten und unbekanntenen Umweltveränderungen und durch die Verkleinerung der Populationen, in denen der wachsende Inzucht-Koeffizient das Reinerbig-Werden neuer Mutationen beschleunigt.

Vor einem halben Jahrhundert schätzte man die Zahl der Tierarten auf etwa 1 Million, heute spekuliert man in Richtung 5 bis 10 Millionen Arten – dies durch die gerade genannten Phänomene der Entwicklung in der Wissenschaft (!), aber selbstverständlich auch durch Aufarbeitung noch unbekannter, interessanter Lebensräume wie tropische Meere, Regenwälder und Feuchtgebiete. Generell gesehen führen gleichförmige Lebensräume wie das offene Meer oder die Steppe wenige Arten in hoher Individuenzahl, vielgestaltige Lebensräume wie der Regenwald hohe Artenzahlen in geringer Individuenzahl.

Was bedeuten die Arten für sich? | Eigentlich nicht zu beantworten, weil wir es als Menschen sehen, weil wir nicht mit dem Blick der Tiere sehen. Wozu, warum sich die Arten entwickelt haben, ist eigentlich eine religiöse Frage. Gerade Darwin hat betont, dass seine Theorie von Mutation und Selektion – des Angepasstesten – kein Fortschritt sei, sondern eben Anpassung. Einer der Spitzenleute der Psychologie und Psychotherapie in den USA, Irvin Yalom, sagte für uns Menschen, auf die als Art ich nun doch einmal zurückspringen muss, dass wir vier Dinge akzeptieren müssten:

- 1| dass wir als Individuum allein seien,
- 2| dass wir die Freiheit der Entscheidung hätten – was in der Philosophie als »Dämonie des Willens« bezeichnet wird, in der jüngsten Neurophysiologie aber sehr in Frage gestellt wird,
- 3| dass wir alle dem Tod entgegen gingen, und
- 4| dass, letztlich auf den Grund gehend, alles ohne Sinn sei! Hier fehlt die Religion. Aber auch wenn man sie ganz außer Betracht lässt, sagen wir als Art Homo sapiens doch: »Jetzt gibt es uns und wir machen etwas daraus!« – der Lebenswille. Ein Äquivalent dafür können wir auch bei den Tieren annehmen.

Sicher können wir uns oft nicht von dem Gedanken freimachen, die »Krone der Schöpfung« zu sein; dieses Gefühl baut sich aber doch langsam zu einer objektiveren



Einschätzung ab; in Brehms Tierleben steht Homo sapiens am Ende, in Grzimeks Tierleben relativierter, unauffälliger in der Mitte der Säugetiere. Sicher haben sich viele Bakterien und Protozoen seit Hunderten von Millionen Jahren nicht verändert und sind heute genauso fit. Vielzelligkeit, Organdifferenzierung, Steuerung durch ein ZNS sind aber Dinge, die im Kampf ums Dasein Überflügelung mit sich bringen oder eben nicht. Diese Überflügelung spielt sich sowohl innerhalb der Arten als auch zwischen den Arten ab. Es pendeln sich zahlreiche Räuber-Beute-Verhältnisse ein. Insgesamt betrete ich jetzt den Boden der Ökologie, die aber so außerordentlich vielfältig ist, dass ich sie hier nicht angehen kann. Würde man jetzt nur ganz primitiv die Wechselbeziehungen der Tiere untereinander angehen, dann müsste man eine Million mit einer Million multiplizieren, das gibt im Deutschen eine Billion, so wie bei der Begrüßung in einer Gesellschaft von zehn Leuten untereinander hundertmal Hände geschüttelt werden! Sicher, eine Menge von Faktoren schränken das ein, aber der Vergleich wirft ein Licht auf die Größenordnung der Vielfältigkeit.

Zwei Beispiele: Als man z. B. in afrikanischen Gewässern die Krokodile abgeschossen hatte, die in der Hauptsache Fische fressen, wunderte man sich über einen Rückgang des Fischbestandes: Die Krokodile fraßen aber vor allem die langsamen, auf dem Boden lebenden Welse,

die nun überhand nahmen und den Laich der von Menschen bevorzugten Speisefische restlos auffraßen. Ebenfalls in Afrika nahm die Schlafkrankheit nach Abschuss der Leoparden zu, weil diese eines der Hauptreservoirs des Virus bei den Tieren, nämlich das Warzenschwein, in Schach gehalten hatten.

Der Mensch ist zoologisch eine Säugetierart; noch niemals hat eine Art von 70 kg in so hoher Individuenzahl diesen Planeten besiedelt, ja sie kann es überhaupt nur aufgrund ihrer Gehirnentwicklung, die wiederum die technischen Existenzmöglichkeiten von Ernährung und Behausung geschaffen hat. Homo sapiens ist eine egoistische Art, die aber zu diesem Faktum ein sehr zwiespältiges Verhältnis hat: Noch vor wenigen Jahrhunderten wurden beim Auftreten einer Missbildung Mutter und Kind lebendig begraben oder verbrannt. Auch ich habe in der Human-genetik noch beobachten können, wie einmal bei einem Kind mit Spalthand, das über den Körbchenrand griff, die direktesten Verwandten zurückwichen. Wenn in einem Zoo eine Quarantänestation für Affen gebaut wird, überhaupt Affenhäuser, erhebt sich der Volkszorn. Andererseits gibt man der Intimsphäre des Menschen einen ganz speziellen Schutz. Man ächtet beim Menschen die Aggression in der Sexualität – in der Ethologie weiß man aber, dass eine sehr große Zahl von Balzaktivitäten ritualisierte Aggressionen sind (wie man sie z. B. in alten Filmen noch sehen kann). Was wird nicht alles an »psychischen Rückfällen«, einzelnen und solchen im Volk, als verantwortlich für Unglück in der Menschheit beklagt! »Das sind doch Atavismen!« lautet ein Ausruf.

Nochmals: Was bedeuten die Tierarten für sich? Die Tiere selbst wissen es ja wahrscheinlich nicht, sie leben vom Augenblick, erfüllen sich. Das ist das, was wir mit Glück bezeichnen! Das, was nach der neuesten psychosomatischen Forschung sich so günstig auf die menschliche Gesundheit auswirkt. Ich brauche kein Wort darüber zu verlieren, wie wir uns im differenzierten System der Natur noch wohlfühlen, weil wir ihm noch angehören.

Was bedeuten nun die Arten für den Menschen? |

Da gibt es vier Gruppen:

- 1| Die Nutztiere für Ernährung und Arbeit,
- 2| die so genannten Heimtiere, die Freunde des Menschen aus der Tierwelt,

3| (ganz jung) die Wissenschafts-Tiere und

4| die absoluten Wildtiere – alle natürlich mit Übergängen.

Die Haustiere: Eine hervorragende Wahl als Haustier, aufgrund von großer Kraft vereint mit Geschicklichkeit und Intelligenz, war wohl der Elefant! Sie wissen, dass dies in Asien ein sehr gepflegtes, gehütetes Kapitel zwischen Mensch und Tier darstellt. Afrikanische Elefanten könnte man auch zähmen, wenn man wollte; man kann sie nur aufgrund unterschiedlicher Virusempfänglichkeiten, z. B. im Zoo, praktisch kaum mit asiatischen gemeinsam halten.

Die Kamele der Alten und der Neuen Welt sind schon seit vielen Tausenden von Jahren ein essenzieller Bestandteil des Lebens von Volksstämmen, die in trockenen Gebieten leben und zwar als Arbeitstiere und auch in Form verschiedenster Produkte. Das Verhältnis zwischen Betreuer und Tier soll bei Cameliden emotional ganz besonders eng sein.

Weiter mit großer Verbreitung das Pferd, mit dem früher vor allem die Kriege entschieden wurden! Die Kavallerie, von der der Kavalier und überhaupt das Parfum herrührt! Wie und wann Pferde zum Menschen kamen, ist unklar: Das Przewalski-Pferd hat nicht 64 wie das Hauspferd, sondern 66 Chromosomen. Den Urahn gibt es wohl nicht mehr, so wie bei Dromedar und Rind. Verwilderte Pferde und Kamele gibt es nun auf anderen Kontinenten. Das Pferd kam z. B. zusammen mit dem Machismo aus dem vorderen Orient, den beiden Mittelmeerküsten entlang nach Spanien und von dort nach Südamerika!

Eine ganze Reihe ursprünglicher Völker hatte überhaupt keine Arbeitstiere, z. B. die Schwarzafrikaner, die Aborigines, die Indianer, die Eskimos – aus ganz verschiedenen Gründen. Alternative Bürger betreiben ein Comeback des Pferdes in die Forstwirtschaft.

In den Industrieländern dient das Pferd heute nur noch dem Sport. Es ist ein schnelles, nervöses Tier, das Rind dagegen ruhig und wenig lenkbar.

Das Rind ist noch genügsamer im Futter – im Extremfall kann es von Hobelspanen mit etwas Ammoniak existieren, aufgrund seiner mikrobiellen Flora. Aber das Pferd hat wiederum den Vorteil, dass es im Stehen nicht mehr Energie verbraucht als im Liegen.

Das Rind hat die größte Verbreitung überhaupt, auch die Nomadenvölker haben es aufgegriffen. Das älteste deutsche Kulturgut für den Export sind nicht Maschinen oder Autos, sondern die schwarz-weiße Kuh, Holstein-Friesian. Sie ist mit relativ magerem Fleisch und etwas

proteinreicherer und fettärmerer Milch – und überhaupt der Milchleistung – unübertroffen; wo sie klimatisch nicht gedeiht, wurde sie zumindest eingekreuzt. Das Rind liefert eine unwahrscheinlich große Produktpalette, bis zur Gelatine und zum fötalen Kälberserum für die Wissenschaft... und ist in Afrika in großen Herden Statussymbol – eine Gefahr für die Erosion des Kontinents. Der Urahn ist ebenfalls ausgestorben, der Auerochse.

Die kleineren Haustiere Ziege und Schaf, für trockenere Gegenden, sind vielleicht die ältesten überhaupt. Das Schaf hat fast ein Monopol für die Wollproduktion.

Das Schwein war immer ausschließlich Fleischlieferant und schon in ganz primitiven Kulturen vorhanden. Es könnte wohl kaum zur Arbeit herangezogen werden, auch die Milchgewinnung wäre schwierig... Somit kann der Mensch mit einer sehr viel geringeren Kooperation und Koordination des Tieres zufrieden sein.

Eigentliche Kleintiere wie Kaninchen, Meerschweinchen, Pelztiere und das Geflügel bilden in neueren Zeiten Übergänge zu den Heimtieren oder zumindest zu den Hobby-Tieren, besonderer Zuchtformen wegen. Wahrscheinlich ist das Huhn primär zum Schau-Kampf gehalten worden und nicht zum Eierlegen oder wegen seines Fleisches.¹

In modernen Zeiten und hier bei uns bemüht man sich, möglichst genau zu trennen zwischen Nutztieren, zu denen man kein persönliches Verhältnis hat, bei deren Tötung man auch nicht zugegen sein möchte, und auf der anderen Seite Heimtieren, gleichsam Familienmitgliedern, die später auch auf einem eigenen Friedhof beerdigt werden können. Früher war das ganz anders: Man war gut Freund mit dem Tier, das man dann umgebracht und gegessen hat. Heute ist das noch so in Ostasien mit dem Hund, in Neuguinea und Südamerika mit dem Schwein, dessen Ferkel die Frauen auch an die Brust legen. Auch der menschliche Kannibalismus ist noch nicht ausgestorben. Es ist noch nicht so lange her, das in Deutschland Henker und Chirurg in Personalunion existierten. Liebe und Hass wohnen in der menschlichen Seele dicht beieinander.

Die modernen Demokratien Europas und Nordamerikas räumen den Nutztieren aber zumindest ein tierwürdiges Dasein ein: Keine Legebatterien für Hühner, nichts vergleichbares für Schweine und Rinder! Der Sektor »Tierproduktion« wurde geächtet, vielleicht um bei den Tieren zu verwirklichen, was für uns selbst nicht klappte... – Vergleicht man Hochhäuser mit Laborregalen für Mäuse-

käfige, so ergeben sich frappierende Parallelen. Der Mensch hält sich selbst in Gefangenschaft!

Das Heimtier – vom Wellensittich bis zur Dogge – ist laut juristischem Urteil hierzulande keine Ware mehr; also darf die zu ersetzende Tierarztrechnung im Fall einer Haftung den Wiederbeschaffungswert des Exemplares weit übersteigen. Im Buddhismus ist es dagegen Ware, auch seine Schmerzen werden in keiner Weise berücksichtigt; »Tierquälerei« gibt es nicht. Zur Demonstration der Frische werden z. B. Kaninchen heute noch lebend abgezogen und so auf den Stand gesetzt, wenn Markt ist. Größeren Tieren werden die Beine gebrochen, damit sie nicht weglaufen. Stücke werden von lebenden Exemplaren abgeschnitten.²

Der hiesige Tierschutz nimmt wohl seinen Ausgang von England, wo z. B. der Familienhund eine noch größere Rolle spielt als bei uns. Man sagt, er habe gerade für Kinder eine magische Anziehungskraft, das Heimtier an sich überhaupt. Ist das aber nicht nur darin begründet, dass Kinder ihre spontanen Wünsche viel offener äußern? Es ist jetzt in Diskussion gekommen, das alte Menschen mit einem Haustier zusammen gesünder und länger leben als ohne; große Statistiken in den USA unterstreichen das.

Ein Aquarium, etwas zum Beobachten, Gestalten, Studieren, spricht ganz andere Interessenten an. Man fasst diese Tiere für gewöhnlich nicht an. Sie stellen aber eine ausgezeichnete Schulung für die Vorgänge in der Natur dar. Die Bedeutung des Anfassens, des körperlichen Kontaktes, ist aber auch längst erwiesen: Dafür haben Zoos Streicheltierabteilungen, da gibt es für behinderte Kinder therapeutisches Reiten, als Allermodernstes sogar Kontakt mit Delphinen! Es fehlen eben nur zum Beweis die elektronischen Ableitungen zur Quantifizierung.

Die Heimtiere sind ausgewählt worden nach der Zähmbarkeit, dem Aussehen, der Hantierbarkeit, dem Aufwand der Haltung u. a.; dabei sind natürlich auch gelegentlich Fehler unterlaufen wie z. B. der Goldhamster als Nachttier.

Die Wissenschaftstiere – hier gibt es auch die falsche oder schlechte Auswahl, z. B. die Maus, eben die normale Hausmaus, die schlecht klassifizierbare Chromosomen besitzt und manche anderen Nachteile. Nun hat man aber inzwischen so viele Daten von ihr angesammelt, viele Dinge in speziellen Inzuchtlinien so subtil herausgezüchtet, dass man dies nicht alles wieder wegwerfen kann, z. B. Mäuse mit Homologien der beim Menschen auftretenden Erbkrankheiten. – Noch ein paar Beispiele: Der

Beagle ist ein Meutehund, dadurch und aufgrund seiner handlichen Größe eignet er sich zur Gemeinschaftshaltung in der pharmazeutischen Industrie. Dagegen: Gezielt Katzen nachzuzüchten ist schwierig. In vielem der Maus überlegen ist die Ratte, aber eben größer. Für die Entwicklungsbiologie enorm wichtig geworden ist in den letzten Jahren der Zebrabärbling, ein Aquarienzierfisch, *Brachydanio rerio*. Das beliebteste, fast älteste genetische Versuchstier ist natürlich die Fruchtfliege *Drosophila melanogaster* – mit ihrer ersten »Blüte« unter T. H. Morgan von 1910 bis 1920. Von Mikroorganismen möchte ich hier, wie schon gesagt, absehen.

Die Bedeutung der einzelnen Versuchstierarten kann man auch daran ablesen, inwieweit sie bereits in den Bausteinen ihrer Erbsubstanz sequenziert sind, man dort ein so genanntes Genomprojekt begonnen hat (Hier besteht aber für das Publikum leider ein gewaltiger Irrtum: Mit der Kenntnis der Basensequenzen weiß man noch nichts über deren Expression! Ihr Code ist also damit noch nicht entschlüsselt. Man kennt zwar auch eine ganze Reihe von Genen im Genom, überwiegend aber durch frühere, andere Methoden). Als weitere Versuchstiere zu nennen sind noch der Krallenfrosch, in Japan ein Kugelfisch, die Honigbiene, andere *Drosophila*-Arten zum Vergleich, viele Pflanzen, mehrere hundert Einzeller und Bakterien... Bei all diesen »Wissenschaftstieren« gab es jeweils eine besondere Annäherungsmöglichkeit an ein spezielles biologisches Phänomen.

Das bestuntersuchte Versuchstier, also das mit den meisten phänotypischen Daten, also z. B. äußeren Merkmalen, physiologischen Eigenschaften, Blutspiegel, chemischer Substanzen usw., ist aber der Mensch. Als Parallele sequenziert man jetzt hier in Deutschland, in Kooperation mit den Japanern, den Schimpansen und den Orang. Dann lassen sich die DNS-Stränge im Detail vergleichen.

Guckt man in die modernen Datenbanken, von wieviel Lebewesen irgendwelche, wenn auch kleine, Genomabschnitte irgendwann einmal sequenziert worden sind, z. B. für eine Diplom- oder Doktorarbeit, dann kommt man auf die Zahl von 105.000 Arten! Eine Größenordnung, die im Hinblick auf das Tierreich als solches nicht mehr zu vernachlässigen ist. Dabei tun sich aber auch noch viele, undurchsichtige Bereiche und Rätsel aller Art auf, wie z. B. die Tatsache, dass sich Mensch und Schimpanse nur in 1,6 % der Gene unterscheiden sollen! Oder dass der Reis mehr Gene hat als der Mensch.

Nun die Wildtiere: Was sich abspielt, wissen wir alle – das große Artensterben. Natürlich hat es solche Katastrophen in der Erdgeschichte schon häufiger gegeben, z. B. aus kosmischen Ursachen, aber sie waren doch langsamer. Eine Theorie besagt, dass sie sich etwa alle 29 Mio. Jahre wiederholen: Wir befinden uns heute aber gerade in der Mitte! Was die heutige Krise betrifft, sind die Meinungen eigenartigerweise – leider – darüber, wie es passiert mit dem Rückgang der Natur und was man dagegen tun kann, ziemlich oft bis zum Fanatismus geteilt, so dass auf »grünen Symposien« oft eine sehr kriegerische Stimmung zustande kommt. Bei einem Vortrag für das frühere »Bundesamt für Naturschutz und Landschaftspflege« fragte mich bei der Diskussion ein jüngerer Grüner erregt: »Wollen Sie den Regenwald oder die Kühltruhe?« Antwort: »Auf jeden Fall beides!« Der Regenwald steht als Symbol für »nur nichts anrühren«: Dafür ist es bereits viel zu spät. Die Tierwelt ist in ihrer Quantität schon zu großen Teilen ausgerottet und was noch schwerer wiegt, der Mensch hat die Lebensräume für sich selbst genommen. Das Wort Kühltruhe steht hier für »alles manipulieren«. Allein das ist aber eine Absurdität, ist auch technisch überhaupt nicht zu bewältigen. Um die Natur zu retten, müsste bei Homo sapiens eine Fortpflanzungskatastrophe einsetzen. Dafür gibt es zwar Anzeichen, u. a. die Verringerung der Spermamenge weltweit, die rapide Ausbreitung von Fertilitätsproblemen, das schwer verständliche Fortpflanzungsverhalten an sich. Aber bei der aufgestellten Forderung an die Lebensqualität der schon vorhandenen Menschen wird das nicht ausreichen. Das »Rühr-mich-nicht-an«, lateinisch »noli me tangere«, ist auch nicht sinnvoll, weil der gefährlichste Zustand in dem Moment eintritt, wenn eine Art in der Wildnis zusammenschmilzt, ohne dass man sie in Gefangenschaft nachzuzüchten weiß: Dann kennt man keine Rahmenbedingungen für die Struktur eines Reservats, hat keine Unterstützungshilfen. Es wird unkontrolliert bergab gehen.

Trotz aller launischen und modischen Ausbrüche in unsinnige Richtungen haben aber die Menschen eine Sehnsucht nach Natur und Tieren. Dadurch ist der Schawert von Wildtieren sehr gestiegen, bis zu einem Entzugsyndrom, so dass Nationalparks in der dritten Welt nun ihr Geld durch Safaris verdienen können. 1974 konstatierte der frühere Frankfurter Zoodirektor Bernhard Grzimek, dass in Deutschland die Zoologischen Gärten mehr Besucher zählen als die Sportveranstaltungen.



Die so genannte Biodiversität kann man unter ganz verschiedenen Gesichtspunkten betrachten, die eben auch sehr vom Landschaftstyp abhängig sind. Die Biodiversität ist nicht das, was man unter genetischer Diversität versteht: Hier handelt es sich um, vereinfacht gesagt, milde Mutationen innerhalb der Genorte, die sich in leichten Varianten der phänotypischen Expression ausdrücken. Da alle Gene auf zwei Chromosomen vorliegen, mit Ausnahme derer auf den Geschlechtschromosomen, kann, vermenschlicht gesprochen, eine neue Variante der Umwelt erst in halber Dosis angeboten werden. Ein »Alles oder Nichts« wäre bei lebenswichtigen Genen unpraktikabel. Wieder kommt hier die Plastizität der Arten zum Ausdruck. Was bei ihrer Evolution durch »Mutation und Selektion« für uns heute schwer zu erklären ist, dafür können wir als Entschuldigung die sehr langen Zeiträume nehmen. Die Veränderungen durch den Menschen sind dagegen ein blitzartiger Schnitt.

Dagegenzuhalten ist die Ökogenetik, z. B. wie die ausgeprägte Nährstoffarmut des Amazonas-Beckens (ausgewaschener Quarz-Sand vielerorts) den Eiweißgehalt der Pflanze beeinflusst, die Körpergröße und Individuendichte der dort lebenden Säugetiere bis zur Gehirnentwicklung bei den Neuweltaffen niedriger gehalten hat.

Was bedeuten die Arten nun für den Menschen? Letztlich sind die Antworten so weit verstreut und gegensätzlich wie das Spektrum der Menschheit als solche! Wir kennen alle den Standpunkt der egoistischen Nützlichkeit des Zeitgenossen, der auch glaubt, alles zu durchschauen und

zu dem Schluss kommt: »Wir brauchen die Welt der Wildtiere nicht«. Leider gibt es bereits eine Reihe von Argumentatoren, die darauf eingehen: Wie viele Heilkräuter die Ethnobotaniker im Regenwald noch finden würden, welche alten Haustierrassen oder Wildtiere oder molekularbiologische Produkte von solchen man in Zukunft noch dringend brauchen werde usw. Leider haben auch die großen Religionen zu diesem anthropozentrischen Standpunkt beigetragen. Dagegen soll hier die CITES angeführt werden. Das ist die *Convention International on the Trade with Endangered Species of Fauna and Flora*, die in Washington beschlossen hat, in einer Welt voller Kriege und anderer Nöte die Werte der Ästhetik und Harmonie an die Spitze einer globalen Gesetzgebung zu stellen:

Übereinkommen über den internationalen Handel mit gefährdeten Arten freilebender Tiere und Pflanzen vom 3. März 1973 (BGBI. 1975 II S. 777)

- »Die Vertragsstaaten – (inzwischen sind an die 200 beigetreten)
- In der Erkenntnis – dass die freilebenden Tiere und Pflanzen in ihrer Schönheit und Vielfalt einen unersetzlichen Bestandteil der natürlichen Systeme der Erde bilden, den es für die heutigen und künftigen Generationen zu schützen gilt;
 - im Bewusstsein – dass die Bedeutung der freilebenden Tiere und Pflanzen in ästhetischer, wissenschaftlicher und kultureller Hinsicht sowie im Hinblick auf die Erholung und die Wirtschaft ständig zunimmt;
 - in der Erkenntnis – dass die Völker und Staaten ihre freilebenden Tiere und Pflanzen am besten schützen können und schützen sollten, sowie
 - in der Erkenntnis – dass die internationale Zusammenarbeit zum Schutz bestimmter Arten freilebender Tiere und Pflanzen vor einer übermäßigen Ausbeutung durch den internationalen Handel lebenswichtig ist;

Anmerkungen

- 1 M. Reimann, pers. Mitt.
- 2 H. Artner, pers. Mitt.

Literatur

- Brehm, A.E. (zur Strassen, O., Hrsg.): *Brehms Tierleben*, Bibliographisches Institut A.-G., Leipzig 1918
- CITES: *Übereinkommen über den internationalen Handel mit gefährdeten Arten freilebender Tiere und Pflanzen* vom 3. März 1973, Washington, BGBI. 1975 II S. 777
- Grzimek, B.: *Auf den Mensch gekommen*, Bertelsmann Verlag, Gütersloh 1974

- im Bewusstsein – der Notwendigkeit, dazu geeignete Maßnahmen unverzüglich zu treffen – sind wie folgt übereingekommen: ...« (dann folgen die Unterzeichner).

Leider gibt es aber auch, wie schon gesagt, diejenigen, die einmal aufgestellte Idole mit Heftigkeit oder sogar Gewalt durchzusetzen versuchen; insgesamt greift aber mehr die Tendenz zum »ökonomischen Naturschutz« um sich – hoffentlich nicht nur eine opportunistische Aufweichung des Naturschutzes! Als weitere Gefahr, sogar bereits in der Gesetzgebung, nähert man sich der gedanklichen Vermischung von Artenschutz und Tierschutz. Denken heißt trennen!

Einer der ersten und deutlichsten Sprecher gegen die Bevölkerungsexplosion war Bernhard Grzimek mit seinem »*ceterum censeo, progenerationem hominum esse delimitandam*«, abgewandelt von Cato. Rien Poortvliet hat ein Buch gemacht, gemalt und geschrieben, dass unsere Phantasien, Vorstellungen und unsere Sehnsucht nach den Tieren darstellt, »Meine Arche Noah«. Da wir von den Zusammenhängen der Artenvielfalt wirklich nur sehr wenig wissen, wird es nicht einfach sein, für diese Menschheit hier einen – bestimmt noch nicht goldenen – Mittelweg zu finden. Schwierig gestaltet sich auch die Umerziehung von der Vorstellung der übermächtigen Natur, der Wildnis, die man bekämpfen muss – in wenigen Jahrzehnten – zu den zusammengeschmolzenen Resten, die man hegen und pflegen muss!

Zwei Planeten begegneten sich nach vielen Jahrmillionen einmal wieder. Sie erkundigen sich jeweils nach dem Befinden des anderen. »Nicht gut«, sagte der eine. Der andere fragte: »Was fehlt Dir denn?« – »Ich habe Homo sapiens« – »Ach mach Dir keine Sorgen, das geht von selbst wieder weg.«

Grzimek, B.: *Grzimeks Tierleben*, Kindler Verlag, Zürich 1975

Hediger, H.: *Zoologische Gärten. Gestern – heute – morgen*, Hallwag AG, Bern 1977

Köhler-Rollefson, I.: *Über das Leben mit Kamelen*, in: Forschung (Magazin der DFG), Heft 3/4 2002, S. 36–40

May, R.J.: Kaikai Aniani (= Kochbuch) *A guide to bush foods, markets and culinary arts of Papua New Guinea*, Robert Brown Associates, Australia 1984

Poortvliet, R.: *Meine Arche Noah*, Franck-Kosmos Verlags-GmbH & Co., Stuttgart. 1985, Uitgeversmaatschappij J.H. Kok, Kampen 2002

Roth, H.H.; Merz, G. (Hrsg.): *Wildlife Resources. A Global Account of Economic Use*, Springer Verlag, Berlin Heidelberg 1997



Welche Natur wollen wir schützen?

Prof. Dr. Hansjörg Küster | Universität Hannover



Abb. 1| Industriegebiet in Southampton (1978): Deutlicher als auf einem Bild von heute sind die Verunreinigungen des Bodens, des Wassers und der Luft zu erkennen.

Das Anliegen Naturschutz entwickelte sich als eine Gegenreaktion zur Industrialisierung. Industriebetriebe, Verkehrswege und Siedlungen breiteten sich im 19. und frühen 20. Jahrhundert derart rasch über das Land aus, das man geradezu von einer Walze der Industrialisierung sprach, die alles Land überrollte. Man empfand dies als bedrohlich; die Natur und alle ihre Erscheinungen, vor allem die Tier- und Pflanzenarten, die Landschaften, die Umwelt des Menschen sollten vor der hemmungslosen Industrialisierung geschützt werden. Besonders deutlich lässt sich die Bedrohung durch Industrie auf bereits etwas älteren Fotografien erkennen | Abb. 1|. Man erkennt deutlicher als auf einem Foto von heute, wie stark die Umwelt durch Industriebetriebe belastet wurde. Heute wird für die Reinhaltung von Luft und Wasser erheblich mehr getan als vor einigen Jahrzehnten. Seit den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts gab es enorme Fortschritte beim Umweltschutz. Durch den Ersatz von Kohle als Brennstoff und durch den Einbau von Filteranlagen bekam man immer mehr Aspekte von Umweltverschmutzung in den Griff. Smog, noch vor wenigen Jahren ein gefürchtetes Phänomen, tritt heute in vielen Industriestädten der Erde nur noch äußerst selten oder aber überhaupt nicht mehr auf.

Im 19. und frühen 20. Jahrhundert wurden Umwelt- und Naturschutz oft gebündelt betrachtet. Die Ziele des Naturschutzes waren aus der Sicht des 19. und frühen 20. Jahrhunderts aus leicht zu definieren: Es ging darum, Gebiete zu schützen, in denen noch nicht die Industrie, Siedlungen, Verkehrswege oder intensive Land- und Forstwirtschaft vorherrschten.

Zu der Natur, die man schützen wollte, gehörten von Anfang an die Heidelandschaften und die lichten Wälder, geologische Denkmäler wie der Drachenfels bei Bonn, Küstenlandschaften und Moore. Ob diese Gebiete wirklich von Natur aus so entstanden waren oder ob sie sich durch den Einfluss des Menschen zu ihrem schützenswerten Zustand hin entwickelt hatten, spielte für die ersten Naturschützer keine Rolle. Sie wussten, das viele der ersten Naturschutzgebiete ihr reizvolles Bild unter menschlichem Einfluss angenommen hatten. Konrad Guenther, der 1910 eines der ersten Bücher über Naturschutz veröffentlichte, setzte sich unter anderem für den Erhalt von lichten Hudewäldern ein, beispielsweise den Hasbruch bei Oldenburg. Ihm war klar: »Im Hudewald ließ der Germane sein Vieh weiden, das durch den steten Abbiss dem Aufkommen des Gesträuches wehrte«¹. Der Hamburger Kaufmann Alfred Toepfer förderte jahrzehntelang den Schutz des Naturschutzparks Lüneburger Heide, damit die Heide so erhalten blieb, wie er sie in seiner Jugend kennengelernt hatte. 1970 schrieb er: »Die alten Bilder zeigen uns, wie die durch Schnucken überhütete Heide bei der Übernahme durch den Verein Naturschutzpark aussah – baumlos, weit, frei und nur von Wachholdern durchsetzt. Die Polizeiverordnungen von 1920/21, die unverändert gültig sind, sprechen von der Pflicht zur Erhaltung der Heide, von Bäumen nur, soweit sie als Naturdenkmäler eingetragen sind.«²

Es gab ästhetische Gründe dafür, warum man ein Gebiet unter Naturschutz stellte. Sein Schutz war ein kulturelles Ziel, für das sich viele Menschen einsetzten. Immer lauter wurden die Rufe an den Staat, Naturschutzgesetze zu beschließen. Es gab zwar beispielsweise die von Alfred Toepfer erwähnten Polizeiverordnungen, aber ein Naturschutzgesetz wurde erst 1935 erlassen. Viele Menschen sahen dies als einen großen Erfolg, und die Nationalsozialisten, die das Gesetz erließen, gewannen dadurch erheblich an Popularität. Die meisten Menschen erkannten damals nicht, was die Nationalsozialisten mit einem Naturschutzgesetz bezweckten; dies liest man im Vorwort zum Gesetzestext von 1935 in einer Begründung dafür, warum das Gesetz erlassen wurde: »...so bleibt die Gesamtlage bis 1932 unbefriedigend. Man ist sich zwar grundsätzlich darin einig, dass ein weiterer Ausbau der Gesetzgebung unerlässlich und dringend sei, in der liberalistisch-parlamentarischen Zeit ist aber nicht weiter voranzukommen. (...) Somit kommt die Gesetzgebung über

einen gewissen toten Punkt nicht hinaus, und diesen kann erst der Umbruch des 30. Januar 1933 überwinden. Nur ein Staatswesen, das die inneren Zusammenhänge von Blut und Boden, Volkstum und Heimat erkennt, das wirklich Gemeinnutz über Eigennutz stellt, vermag auch dem Natur- und Heimatschutze sein Recht zu geben und ihm seine Stellung im Staate einzuräumen«.³

Das Reichsnaturschutzgesetz ist nicht nur ein Gesetz gegen die Walze der Industrialisierung und für den Schutz der Natur, sondern es ist auch gegen die liberalen Industriellen gerichtet. Das ehemals rein kulturelle Anliegen des Naturschutzes wurde zum Gesetz, der Staat, der die »inneren Zusammenhänge von Blut und Boden« erkennt, ist davon überzeugt, mit Natur und Umwelt besser umzugehen als die liberalen Industriellen. Im »totalen Staat« wollte man in Erfahrung bringen, was die »richtige« Natur ist.

Diese »richtige Natur« als statisches Bild gibt es allerdings nicht. Naturschutz kann nicht die »einzige richtige Natur« als statisches Bild schützen, und ich bin daher auch ein Gegner jeglichen Naturschutzgesetzes, auch des jetzt gerade novellierten. Natur ist kein statisches Bild; sie ist in Bewegung. Davon wird noch die Rede sein.

In der gleichen Zeit, in der das Reichsnaturschutzgesetz erlassen wurde, wurden in den Naturwissenschaften Vorstellungen über Gleichgewichte in der Natur entwickelt. Nach Meinung des Amerikaners Frederic E. Clements gibt es eine typische Vegetation, die sich unter bestimmten Klima- und Bodenbedingungen an jedem Standort einstellt und dann stabil ist.⁴ Reinhold Tüxen und Herbert Diemont setzten sich mit diesem Konzept in einigen Artikeln auseinander⁵; später wurde die an einem Standort schließlich stabile Vegetation als »Potentielle natürliche Vegetation« aufgefasst, die sich unmittelbar nach dem Ende des menschlichen Einflusses an einem bestimmten Standort einstellen würde.⁶ Kurt Hueck veröffentlichte 1936 eine vegetationskundliche Übersichtskarte von Deutschland, auf der die »natürliche Vegetation« abgebildet ist.⁷ Man dachte dabei an eine Rekonstruktion oder, besser, eine Projektion eines Naturbildes, auf jeden Fall an eine Spekulation. Sie wurde von Anwendern als Realität aufgefasst, vor allem von manchen Landschaftsarchitekten.

Alwin Seifert, der sogenannte Reichslandschaftsanwalt, ließ die Autobahnen bepflanzen, und zwar nach der Durchführung pflanzensoziologischer Kartierungen, aus



Abb. 2| Fritz Bayerlein, »So soll die Autobahn München – Salzburg an der Ausfahrt von München in 75 Jahren aussehen«; Bild von 1934. Aus: Hansjörg Küster, Geschichte des Waldes. Von der Urzeit bis zur Gegenwart. München 1998.

denen die Potentielle natürliche Vegetation ermittelt worden war. Seifert schrieb dazu 1934: »Der Erhaltung und Wiederherstellung echter Natur dient auch die Bepflanzung der neuen Straßen. Eine Straße aber muss Bäume haben, wenn anders sie eine deutsche Straße sein soll. Denn zu allem, was deutschem Wesen nahesteht, gehören Baum und Busch. (...) Wiederherstellung des ursprünglichen Reichtums und der einstigen Mannigfaltigkeit ist das biologische Ziel.«⁸ Dazu malte Fritz Bayerlein das Bild »So soll die Autobahn München – Salzburg an der Ausfahrt von München in 75 Jahren aussehen«⁹ | Abb. 2|.

Keineswegs sieht eine Autobahn heute so aus. Man stellte sich aber vor, dass man die Walze der Industrie dadurch zum Stillstand bringen konnte, dass man zuerst die »richtige Natur« ermittelte und sie dann auch noch neben die Industrie- oder Verkehrsanlage pflanzte. Damit war ein Kompromiss zwischen Ökologie und Ökonomie hergestellt.

Im gleichen Jahr 1934 erteilte Seifert den Auftrag an Reinhold Tüxen, das Gelände der Reichsautobahnen pflanzensoziologisch zu kartieren.¹⁰ Die Autobahnen sollten nach diesen Angaben mit den Gewächsen der »Potentiellen natürlichen Vegetation« bepflanzt werden. Dies ist auch tatsächlich geschehen. Die meisten der damals gepflanzten Bäume sind heute nicht mehr vorhanden; sie standen der dynamischen Entwicklung des Verkehrs im Wege. Die meisten der früh gebauten Autobahnen wurden in den letzten Jahren verbreitert; dabei wurden die beiderseits der Straße stehenden Bäume gefällt. Aber viele Bäume waren auch durch die Einwirkung von Autoabgasen oder Streu-



Abb. 3| Autobahnraststätte Allertal bei Celle mit Resten eines gepflanzten »Eichen-Birken-Waldes« (2002).

salz geschädigt worden: Die Waldbäume, die vielleicht normalerweise an der Stelle einer Autobahn wachsen würden, sind nämlich für die Bepflanzung einer Autobahn nicht geeignet. Gerade an einer Autobahn herrschen nicht die Standortverhältnisse vor, die diese Bäume brauchen.

Die alte Bepflanzung hielt sich vielerorts an den Rast- und Parkplätzen.

Auf Abb. 3 erkennt man den Rest eines gepflanzten Eichen-Birkenwaldes, den man in den vergangenen Jahrzehnten für die potentielle natürliche Vegetation der Lüneburger Heide hielt, an der Raststation Allertal. Heute weiß man, dass Eichen-Birkenwälder auf Dauer nicht bestehen können; in den meisten von ihnen setzt sich die Buche durch, wenn sie längere Zeit nicht genutzt werden.

Zuerst Birken, dann Eichen, schließlich Buchen würden auch dort einen dichten Wald bilden, wo sich heute der Naturschutzpark Lüneburger Heide befindet | Abb. 4|. Jahrtausendlang ist diese Landschaft von Menschen genutzt worden: Bäume wurden gefällt, weil man ihr Holz als Werk- oder Brennstoff benötigte, keinesfalls ausschließlich in der Lüneburger Saline, wie gelegentlich angenommen wurde. Die entwaldeten Flächen wurden von Tieren beweidet, sicher auch von Rindern, aber charakteristischerweise besonders von Heidschnucken. In früherer Zeit wurde auch immer wieder der Oberboden mit den Pflanzen entfernt; die sogenannten Plaggen wurden in den Ställen als Einstreu verwendet. Auch hat man die Heide immer wieder abgebrannt, um Gesträuch am Aufwachsen zu hindern und die Heide offen zu halten. Die Intensität der Nutzung hat in der Heide seit dem 19. Jahrhundert nachgelassen. Plaggen werden normalerweise nicht mehr gehauen, und sicher wären die Besucher der Heide nicht einverstanden damit, wenn man große Stücke des Landes regelmäßig abbrennen würde. Aber wegen der nachlassenden Nutzungsintensität kommen Birken auf, und auch Eichen und Buchen entwickeln sich. Vor einigen Jahrzehnten meinte man, die Buche würde sich hier nicht entwi-



Abb. 4| Naturschutzgebiet Lüneburger Heide mit dem Wilseder Berg; auf seinem Gipfel steht eine mächtige Buche (1998).

ckeln, aber sie wächst selbst an der trockensten und windigsten Stelle des Gebietes in die Höhe: auf dem Gipfel des Wilseder Berges, des höchsten Berges zwischen Harz und Nordsee. Das Aufkommen der Bäume ist eine ganz natürliche Entwicklung der Sukzession, des Aufeinanderfolgens von Pflanzengemeinschaften. Um die Heide offen zu halten, also um einen Zustand zu bewahren, greift man immer wieder in den natürlichen Vorgang der Sukzession ein, wendet sich also mitten im Naturschutzgebiet gegen einen natürlichen Prozess. Betreibt man dann aber wirklich Naturschutz? Ist es Natur, die hier geschützt wird, wenn man gegen einen natürlichen Prozess vorgeht?

Für den Schutz der Heide sprachen und sprechen vor allem ästhetische Gründe. Man fand und findet die Heide schön, man sieht gerne das blühende Heidekraut und die Wacholderbüsche, und der durch diese Charakteristika geprägte Zustand einer Landschaft soll erhalten werden. Ästhetische Gesichtspunkte können nicht als absolut bindend angesehen werden. Denn im Lauf der Geschichte hatten die Menschen sehr unterschiedliche Ansichten über die Heide. Bis ins frühe 19. Jahrhundert hinein galt die Heide als wild, wüst und erbärmlich, dann erst entdeckte man ihre Schönheit.¹¹

In den letzten Jahrzehnten wurde immer wieder versucht, den Naturschutz naturwissenschaftlich zu begründen. Aber man scheitert, wenn man dies mit der Lüneburger Heide versucht: Sie zeichnet sich keineswegs durch eine besonders hohe Biodiversität aus und daher gilt sie für viele Naturschützer gar nicht als schützenswert.

Und »nachhaltige Nutzung« lässt sich in der Lüneburger Heide auch nicht erkennen. Denn ihr Landschaftsbild hält sich dann am besten, wenn ihren Böden die ohnehin



Abb. 5| Nicht mehr genutztes Heideland in der Muskauer Heide bei Weißwasser (1997): Die Heide wird von Birken und Kiefern überwachsen.

nur spärlich vorhandenen Mineralstoffe am intensivsten entzogen werden, durch das Abplaggen nämlich. Man müsste die Heide düngen, dann würde man den Gehalt an Mineralstoffen im Boden auf einem gleich hohen Niveau halten können. Aber dies würde andere Pflanzen emporkommen lassen, das Heidekraut würde überwuchert werden, und die Heide würde ihr charakteristisches Bild verlieren. Lässt man der Natur in einer Heide freien Lauf – und das müsste ja in einem Naturschutzgebiet eigentlich der Fall sein –, breiten sich Birken aus. Das Heidekraut wird überwuchert, es wird seltener. Unter dem Schutz der Birken kommen Kiefern oder Eichen auf | Abb. 5|.

Die Gebiete, die man schützen will, verlieren ihren landschaftlichen Charakter nicht nur durch die Walze der Industrie, durch Verkehrswege und Neubaugebiete. Sie sind genauso durch den natürlichen Wandel bedroht.¹² Sie sind damit eigentlich keine Naturschutzgebiete, sondern Landschaftsschutzgebiete. Hierzulande besteht aber ein besonderes Problem: Landschaftsschutz wird als Naturschutz zweiter Klasse angesehen, in einem Landschaftsschutzgebiet ist viel mehr Nutzung, sind viel mehr Eingriffe erlaubt als im Naturschutzgebiet. Daher wird es schwer werden, den eigentlich falschen Begriff »Naturschutzgebiet« durch »Landschaftsschutzgebiet« zu ersetzen, obwohl letzterer für ein Areal sehr viel zutreffender ist, in dem eine Landschaft als Zustand geschützt werden soll. Landschaftsschutz im richtig verstandenen Sinne ist eigentlich viel mehr als Naturschutz: Es ist der doppelte Schutz für ein Gebiet, der Schutz nicht nur vor dem Flächenverbrauch seitens der Industrie, sondern auch der Schutz vor dem natürlichen Wandel, wobei der spezifische



Abb. 6| Vielfältige bäuerliche Landschaft am Hammersberg bei Ahlendorf in der Nordelfel (1984).

Charakter der Landschaft mit ihrer gesamten Biodiversität erhalten bleibt.

Die Menschen stellten sich als Nutzer des Landes auf unterschiedliche natürliche Bedingungen ein; sie wollten durch Nutzung des Landes überleben und es daher optimal nutzen | Abb. 6|. Wo das Land feuchter ist, im Tal, wurden Wiesen angelegt: Pippau und Bocksbart blühen dort gelb. Mit dem Wasser werden auch die Mineralstoffe an den Standort der Wiese gebracht, so dass die Böden reich genug an Nährstoffen für das Wachstum der Wiesenpflanzen sind. An den Hängen des Tales liegen die Äcker. Dort ist es trockener, so dass das Getreide dort optimal reifen kann. Weil die Böden nährstoffärmer sind, müssen sie gedüngt werden. Noch weiter oberhalb liegen die Viehweiden; sie sind trocken und mineralstoffarm, ihre Böden sind flachgründig. Das weidende Vieh hat in jedem Jahr vor allem die Pflanzen gefressen, die gut schmecken und die sich gut verdauen lassen. Dornige oder stachelige Pflanzen wie Wacholder, Schlehe und Silberdistel blieben genauso stehen wie der bittere Enzian und giftige Orchideen. Sie breiteten sich auf der Weidefläche aus. Auf der Kuppe, wo der Boden wieder etwas tiefgründiger ist, blieb der Wald stehen; seine Zusammensetzung wurde aber durch Holznutzung verändert. Die Straße liegt nicht an der Sohle des Tales, weil dort der Boden zu feucht ist, und sie führt auch nicht über die Kuppen, weil dann immer wieder Steilstrecken zu überwinden wären, sondern sie verläuft am halben Hang des Tales. Von dort aus sind die verschiedenen Wirtschaftsbereiche am besten zugänglich.

In dieser Landschaft ist vor allem der Magerrasen, die Weidefläche im Vordergrund, unter Naturschutz gestellt.

Diese Viehweide behält ihr charakteristisches Aussehen nur dann, wenn sie regelmäßig beweidet wird. Durch die Beweidung wird die natürliche Entwicklung hin zum Wald immer wieder unterbrochen oder gestört. Es wird hier also auch keine natürliche Entwicklung geschützt; vielmehr kommt es darauf an, die landschaftliche Identität, den Zustand zu bewahren. Dies ist das, was normalerweise bewahrt werden soll: Es geht nicht um die Natur, sondern um die Erscheinungen der Natur, die Landschaft mit ihrer Biodiversität. Und wenn hier klar wird, dass die Landschaft das eigentlich Schützenswerte ist, so wird auch klar, dass nicht nur der Magerrasen unsere Aufmerksamkeit und unseren Schutz verdient, sondern das ganze Ensemble an landwirtschaftlichen Nutzflächen.

Natur ist ein dynamisches Prinzip und in der Regel nicht das, was wir in den Naturschutzgebieten schützen wollen. Alle Lebewesen verändern den Standort, an dem sie leben. Grüne Pflanzen bauen nicht nur durch die Photosynthese aus Wasser und Kohlendioxid Kohlenhydrate auf. Sie verändern dabei auch ihren Standort. Die Aufnahme und Abgabe von Wasser hat Einfluss auf das lokale Klima am Wuchsort der Pflanze. Sie entzieht das Wasser dem Boden, und mit dem Wasser nimmt sie zahlreiche Mineralstoffe auf. Stirbt die Pflanze an ihrem Wuchsort ab und wird die pflanzliche Substanz auch an Ort und Stelle zersetzt, können die Mineralstoffe dem Boden zurückgegeben werden. Dies ist aber sehr unwahrscheinlich: Fallendes Laub wird vom Wind an andere Stellen verblasen, die darin enthaltenen Mineralstoffe werden an bestimmten Stellen akkumuliert. Wird die Pflanze ganz oder teilweise von Tieren gefressen, werden die Mineralstoffe ebenfalls dem Wuchsort der Pflanze entzogen. Wenn der Mensch die Pflanze erntet, geschieht das Gleiche. Es kommt also zur Verarmung an Mineralstoffen an der einen Stelle und zur Akkumulation von Mineralstoffen an einer anderen. Dadurch kann sich sogar die Landoberfläche verändern.

Man erkennt an diesen ganz allgemeinen Bemerkungen, dass die oft geforderte Nachhaltigkeit an einem Standort aus streng naturwissenschaftlicher Sicht kaum zu erfüllen ist. Denn man kann kaum einem Standort alle Mineralstoffe zurückgeben, die ihm durch das Wachstum von Pflanzen entzogen werden.

Wenn sich die Mineralstoffgehalte der Böden ändern, werden immer diejenigen Individuen unter den Pflanzen am erfolgreichsten Mineralstoffe aufnehmen, die aufgrund



Abb. 7| Verlandungszonierung an einem Teich bei Rußheim, nördlich von Karlsruhe (1982).

ihrer genetischen Konstitution dazu am ehesten in der Lage sind. Individuen, die nicht genug Kalium oder Magnesium aufnehmen können, gehen ein. Auf diese Weise kommt es ständig zu einer Selektion von Individuen; es wachsen am Standort immer nur diejenigen Pflanzen, die am besten mit den Standortbedingungen zurechtkommen. Anpassung und Selektion wirken auf jede Generation der Lebewesen am Standort ein. Daher verändern sich nicht nur die Standorte, sondern auch die Arten von Lebewesen, die an einem Standort vorkommen.

Man erkennt daran, wie kompliziert Biologie bzw. Ökologie ist. Wir haben es nicht mit stabilen Größen zu tun, sondern mit solchen, die sich ständig ändern. Standorte verändern sich, die Tiere und Pflanzen, die dort vorkommen, wachsen auf und sterben ab; die Konstitutionen von Tier- und Pflanzenarten verändern sich. Es entstehen neue Arten, andere verschwinden. All dies gehört zur Dynamik von Natur.

Wie sich Standorte verändern, kann man am Ufer von Seen beobachten |Abb. 7|. Im etwa zwei Meter tiefen Wasser wachsen See- und Teichrosen. Unter ihnen sammelt sich Sediment an, das aus anorganischen und organischen Bestandteilen besteht. Dadurch wird das Wasser unter den Seerosen seichter. Verschiedene Röhrichtpflanzen können im flacher gewordenen Wasser besser gedeihen; an den flachen Ufern bekommen sie besonders viele Mineralstoffe geliefert, denn dort befinden sich meistens die Spülsäume, an denen Detritus oder Sediment akkumuliert wird. Das Wasser wird an den Seeufern noch immer flacher, schließlich werden ehemalige Uferbereiche nicht mehr regelmäßig überflutet. Dann wachsen dort verschiedene Gehölze, vor allem Weiden.



Abb. 8| Sich dynamisch entwickelnder Wald bei Finsterau im Bayerischen Wald, in dem jegliche Nutzung und jeglicher Eingriff unterbleibt (1998).

Bayerischer Wald finden seit einigen Jahrzehnten keine menschlichen Eingriffe mehr statt |Abb. 8|. Zunächst breitete sich dort der Borkenkäfer aus und befiel die Fichten. Sie wurden nicht vom Förster entfernt, sondern die alten abgestorbenen Bäume brachen an Ort und Stelle zusammen; junge Bäume begannen nachzuwachsen.

Man kann im Bayerischen Wald außerordentlich eindrucksvolle Waldbilder sehen, man erkennt dort, was natürliche Dynamik bewirkt. Es wird einem aber auch klar, dass diese Form von Dynamik nur an einigen Stellen herrschen sollte. So sieht in unseren Augen ein klassisches Schutzgebiet nicht aus. Hier wird zwar konsequenter Naturschutz betrieben. Aber mit den hier herrschenden Prinzipien lässt sich keines der klassischen Naturschutzgebiete managen; wenn wir die Lüneburger Heide schützen wollen, kommt es uns auf etwas anderes an, nämlich den Schutz von landschaftlicher Identität.

Gerade deswegen, weil die in langer Zeit gewachsene Identität der Wälder im Bayerischen Wald durch das Zulassen der natürlichen Dynamik verloren geht, protestiert die lokale Bevölkerung gegen den Nationalpark. Die Bewohner der Umgebung sehen »ihren« Wald dahinschwinden und beobachten, wie etwas ganz anderes entsteht, etwas, das ihnen nicht vertraut ist.

Das natürliche Prinzip der Dynamik herrscht nicht nur dort, wo wir es aktiv zulassen, sondern auch dort, wo wir es gewissermaßen noch gar nicht bemerken. Wenn Industriegelände aufgelassen und nicht mehr genutzt wird, breiten sich die Pflanzen auf dem nicht mehr genutzten

Lassen wir Standorte in Ruhe und erlauben das dynamische Prinzip der Natur, verändern sie sich. Seen verlanden, offenes Land wird zu Wald, wenn die klimatischen Bedingungen das Wachstum von Bäumen ermöglichen.

Der Wald entwickelt sich in einer eigenen Dynamik, die wir nicht beeinflussen

dürfen, wenn es uns wirklich um die Bewahrung des dynamischen Prinzips von Natur geht. In einem Teilbereich des Nationalparks



Abb. 9| Natürliche Entwicklungen auf einem nicht mehr genutzten Güterbahnhof in Rositz bei Altenburg (1994): Pflanzen breiten sich aus.

Grundstück aus |Abb. 9|. Zunächst kommen mancherlei einjährige Unkräuter auf, dann ausdauernde Gewächse, schließlich auch Gehölze, vor allem Weiden und Birken. Und unter den Birken können dann andere Bäume in die Höhe wachsen, genauso wie in der nicht mehr genutzten Heide.

Es zeigt sich also: Das Gelände renaturiert sich gewissermaßen von selbst, weil die Dynamik von Natur sofort einsetzt, wenn das Gelände nicht mehr genutzt wird. Das, was man auf verlassenem Industriegelände sehen kann, entspricht aber nicht dem Idealbild von Natur, das viele Menschen haben. Sie meinen, dass man nicht nur die Fabrik abreißen, sondern auch den Standort sanieren muss. Unkraut, Weiden und Birken werden herausgerissen, und anschließend »gestaltet« man Natur. Dies wird dann auch noch völlig unzutreffend als Renaturierung bezeichnet. Sie ist es aber nicht, denn das, was die Dynamik der Natur geschaffen hat, wird gerade bei einer sogenannten »Renaturierung« entfernt, so dass eine Art von Park entsteht, den man sich selbstverständlich als stabil vorstellt. »Natur« ist das aber nicht.

Die beiden Bilder sollten zeigen, wie und wo sich wirklich Natur in Mitteleuropa schützen ließe. Sie sollten aber auch klar machen, dass wir vor allem etwas anderes schützen sollten und auch wollen: nämlich die in langer Zeit als Symbiose von Natur und menschlichem Einfluss entstandene Landschaft. Wir nennen dies Naturschutz, obwohl wir dabei keine Natur schützen oder, um es genauer zu sagen, nicht ausschließlich Natur schützen.

Wenn der Mensch Natur und Landschaft nutzt, lässt er immer für eine bestimmte Zeit natürliche Prozesse zu.



Abb. 10| Weizenfeld bei Wolfenbüttel (1999).

Er lässt die Pflanzen keimen, wachsen und reifen. Dann aber greift er ein und erntet die Gewächse. In der Zeit der natürlichen Prozesse wachsen nicht nur Kulturpflanzen in die Höhe, sondern auch Unkräuter, die eigentlich diejenigen Gewächse sind, die im Lauf einer natürlichen Sukzession auf dem Acker aufkommen würden und denen dann die ausdauernden Kräuter, schließlich Gebüsch und Gehölz nachfolgen würden. Mit der Ernte der Kulturpflanzen bricht der Mensch die Sukzession der Unkräuter in einem frühen Stadium ab. In jedem Jahr beginnt die Sukzession der Unkräuter auf dem Acker von neuem; in jedem Jahr sind daher die selben Arten von Unkräutern auf dem Acker vertreten. Die natürliche Entwicklung ist in jedem Jahr auf der gleichen Entwicklungsstufe, sie wird in der vom Menschen genutzten Landschaft gewissermaßen stabil gehalten.

In der von den Menschen genutzten Landschaft, die wir eigentlich als »Natur« in unserer Umgebung schützen wollen, wird vor allem unsere Nahrung erzeugt, und zwar von immer weniger Bauern auf immer größeren Flächen. Die Erträge nehmen enorm zu; die Weizenenerträge verdoppelten sich seit 1970¹³ |Abb. 10|. Mit der Intensivierung der Landwirtschaft und der Vergrößerung der Flächen ist ein Identitätsverlust verbunden. Immer weniger Menschen haben einen Bezug zur Landwirtschaft und wissen, wie sie funktioniert. Die Menschen, die nichts mit der Landwirtschaft zu tun haben, wünschen sich wenigstens, dass die Landschaft, in der sie leben, eine Orientierung, eine Identifikation ermöglicht. Diese kann eine Intensivkultur auf einem großen Acker nicht geben. Ein Bild eines großen Getreidefeldes mit einem Dorf im Hintergrund lässt sich an sehr vielen Stellen auf der Welt aufnehmen. Es trägt zur



Abb. 11| Charakteristische Landschaft bei Vézelay in Burgund (2002).

Identität der Landschaft, zur Identität der Menschen, die dort leben, kaum etwas bei.

Was sich viele Menschen aber wünschen, ist die Orientierung in dem Raum, in dem sie leben. Ihre Umgebung soll nicht so aussehen wie alle anderen Orte auf der Welt. Es soll etwas besonders zu sehen geben in der Umgebung ihrer Wohnungen. Diese Besonderheit ist die in langer Zeit gewachsene Landschaft, deren Zustand möglichst stabil gehalten wird.

Die vom Menschen gestaltete oder beeinflusste Landschaft wird oft als Kulturlandschaft bezeichnet. Dieser Begriff ist zwar inzwischen gut eingeführt, aber genauso ungünstig oder irreführend wie der Begriff Naturschutz. Wer von Kulturlandschaft spricht, fragt, wo dann die Naturlandschaft liegt. Überall auf der Welt besteht menschlicher Einfluss, und sei es nur durch die Veränderung der Atmosphäre; Depositionen von Schadstoffen lassen sich selbst in der Arktis und Antarktis nachweisen. Der menschliche Einfluss ist in manchen Gegenden intensiver, in anderen weniger intensiv. Das macht es schwer, Natur- und Kulturlandschaften voneinander abzugrenzen; alles sind Landschaften, bei denen auch keine Wertung versucht werden muss, etwa dadurch, dass entschieden werden soll, ob eine Natur- oder eine Kulturlandschaft den höheren Wert hat. In jeder Landschaft herrscht sowohl die natürliche Dynamik als auch der menschliche Einfluss: Die Pflanzen wachsen natürlicherweise in die Höhe, ihr Wachstum und die natürliche Entwicklung des Standortes werden durch den menschlichen Einfluss modifiziert oder abgebrochen. Auch daher ist der Begriff Kulturlandschaft nicht günstig: Es wird nämlich bei seiner Verwendung nicht klar, dass sehr wohl natürliche Prinzipien der Dynamik



Abb. 12| Orangenanbau bei Dendra in der Argolis, Griechenland (1986).

in der Kulturlandschaft ablaufen, dass sie lediglich aber unter der Steuerung des Menschen steht, der die Dynamik an bestimmten Punkten verändert oder gar abbricht.

Wenn wir eine Landschaft in Burgund betrachten |Abb. 11|, blicken wir also weder allein auf eine Kultur- noch allein auf eine Naturlandschaft. Wir sehen auch hier, wie die natürlichen Bedingungen von den Menschen genutzt werden: Im Talgrund befindet sich das Grünland, auf den Weiden stehen die für die Gegend typischen weißen Charolais-Rinder. Direkt am Flüsschen wurde ein Fischteich angelegt. An den leicht geneigten Oberhängen, auf trockenerem Boden, liegen die Äcker: Dort blüht der Raps, das Wintergetreide ist intensiv grün, und die noch kahlen Flächen werden später von Mais eingenommen. Einige steilere Hänge wurden bis vor wenigen Jahren ebenfalls beackert; man hat sie aber aus der Ackerbewirtschaftung herausgenommen. Hecken zeigen noch die Lage der früheren Äcker an; sie prägen die Landschaft an vielen Orten und haben daher eine Bedeutung für sie. Nur die ganz steilen Hänge sind von Wäldern bestanden. An einer günstigen Stelle, wo das Überflutungsgebiet des Flusses sehr schmal ist, entstand eine Siedlung. Schon seit römischer Zeit steht hier eine Brücke. Um den Flussübergang herum befindet sich eher städtische Bebauung. Die Bauernhöfe liegen am Rand des Ortes, an Stellen, von denen aus Grünland und Ackerland gut zu erreichen sind. Die mittelalterliche Kirche wurde außerhalb des Ortes errichtet, auf einem vor Hochwasser geschützten Hügel.

Ganz ähnliche Landschaften wie in Burgund finden sich an vielen Stellen in Europa. Aber es lässt sich auch immer das allein für die betreffende Landschaft Charakteristische herausstellen. Die Bauweisen der Häuser unterscheiden



Abb. 13| Heugewinnung in Niederthai (Ötztal, Tirol, 1994).

sich, es stehen jeweils unterschiedliche Tiere auf den Viehweiden. Die Hecken sind in anderer Weise angelegt, die Wälder in unterschiedlicher Weise bewirtschaftet. Alle diese Charakteristika tragen zur Identität einer Landschaft bei, mit der sich die Bewohner einer Landschaft, aber auch die Besucher einer Landschaft identifizieren können.

Eine Landschaft am Mittelmeer wird in anderer Weise genutzt |Abb. 12|. Die jahrhundertelange Bewirtschaftung der Berge, vor allem die Abholzung und die intensive Beweidung, haben dazu geführt, dass an zahlreichen Stellen der Gebirge das nackte Gestein zutage tritt. Bei heftigen winterlichen Regenfällen wurde der lockere Boden abgespült. Eine Nutzung der Gebirge ist kaum noch möglich. Allenfalls können noch wandernde Hirten mit ihren Tieren das Land für eine Zeitlang aufsuchen; aber für das ganze Jahr finden die Tiere dort keine Nahrung. Hirten und Herden müssen nach einer gewissen Zeit zu anderen Weideflächen ziehen. Das von den Bergen abgespülte lockere Bodenmaterial sammelte sich in den Senken, vor allem in den Ebenen an den Küsten. Auf der Peloponnes liegt eine dieser Küstenebenen, die Argolis. Dort entwickelte sich eine der frühen Zivilisationen, nämlich die mykenische Kultur. Wo einstmal Getreidefelder lagen, werden heute Zitrusfrüchte angebaut, die im Spätherbst reifen. Viele Jahre lang gibt es keinen Frost am Mittelmeer, so dass sich die Orangenbäume gut entwickeln. Wenn es dann aber zu einem der seltenen Kälteeinbrüche kommt, können ganze Orangenbaumbestände erfrieren, denn Frost können diese Pflanzen überhaupt nicht ertragen. Es wird hier also eine Landschaft auf Zeit von den Menschen genutzt, und der Aufbau einer Apfelsinenplantage muss nach einem Kälteeinbruch immer wieder von neuem begonnen werden.



Abb. 14 | Genutzte Landschaft in Connemara, West-Irland (1986).

In den Hochgebirgen, beispielsweise in den Alpen, ist die Vegetationsperiode zu kurz für einen rentablen Getreideanbau | Abb. 13|. Man hat in den Hochlagen früher auch Gerste und Hafer angebaut, sogar dicht unterhalb der Waldgrenze. Heute aber importiert man das Getreide aus niedriger gelegenen Bereichen. Die hochgelegenen Flächen werden für die Gewinnung von Heu genutzt, das auf Reuter gestellt wird, um es zu trocknen; bei den hohen Niederschlagsmengen im Gebirge wäre es kaum möglich, das Heu direkt am Boden zu trocknen, wie dies in regenärmeren Gebieten geschehen kann. Die Heuwiese ist von einer Mauer umzogen. Jenseits der Mauer liegt lichter Wald. Dort weidet auch das Vieh. Man kann es dort unbeaufsichtigt lassen, muss nur dafür sorgen, dass es nicht dort grast, wo Heu gemacht werden soll. Damit würde man sich um einen großen Teil der Heuernte bringen, die man für die Versorgung des Viehs im Winter dringend braucht. Daher ist die Wiese von einer Mauer umgeben, die das Vieh vom Gras auf der Wiese abhält.

Im äußersten Westen Europas, in Irland, wird schon sehr lange Landwirtschaft betrieben | Abb. 14|. Das Klima ist aber sehr regenreich und windig. Mauern müssen vor Erosion schützen, und zusätzlich muss versucht werden, die weiträumig vermoorten Flächen trocken zu legen. Teile der ehemals genutzten Landschaft sind heute verlassen, nur an wenigen Stellen weidet das Vieh.

Es zeigt sich in aller Deutlichkeit, wie stark sich Agrarlandschaften unterscheiden können. Wenn wir sie nicht schützen würden, würde ihre Identität verloren gehen. Wir verbinden etwas mit Ländern wie Irland – und dies ist nicht etwa seine Natur, sondern seine Landschaft, die Synthese aus Natur und menschlichem Einfluss.



Abb. 15 | Grundlandnutzung im Spreewald (1990).

solchen Standort einen Wald bilden. An ihren Wurzeln gelangt Sauerstoff in den Boden; nur dort, wo Sauerstoff im Boden ist, können sich Wurzeln entwickeln. An den Erlenwurzeln sitzen Bakterien, die Stickstoff aus der Luft fixieren. Die Stickstoffverbindungen, die an den Erlenwurzeln gebildet werden, düngen den Boden. Die Bewohner der Gegend konnten dort Grünland anlegen, Wiesen, die in jedem Jahr abgeerntet werden. Man muss sie eigentlich nicht düngen, denn sie bekommen auf natürliche Weise in jedem Jahr eine Stickstoffdüngung, die von den Bakterien an den Erlenwurzeln ausgeht. Straßen und Wege lassen sich wegen des hohen Grundwasserstandes im Spreewald nicht anlegen; die Verkehrsachsen sind die Flussarme der Spree und zusätzlich angelegte Kanäle. Das Heu wird am Ufer der Gewässer getrocknet und gelagert; man kann es von dort per Boot abholen, wenn man es in den Ställen zur Fütterung des Viehs benötigt.

Ackerbau wird in Nordeuropa in gewisser Hinsicht ähnlich betrieben wie am Mittelmeer | Abb. 16|. Das Gebiet war in den Eiszeiten vergletschert. Die Gletscher schlifften die Felsen ab und trugen lockeres Gesteinsmaterial mit sich nach Süden. Unter der Last des Eises waren die Gebirge tief in den Untergrund der Erde gedrückt worden. Nach dem Abschmelzen des Eises tauchen die Gebirge noch immer aus dem Untergrund auf. Inzwischen wurden sie aber von der Ostsee überflutet. Aus dem Meer kommen zuerst die Berggipfel zum Vorschein – als kahle Inseln oder Schären. Wenn das Land weiter aufsteigt, werden aus Schären Hügel und Berge, und aus Meeresarmen, die ehemals zwischen den Schären lagen, werden Niederungen eines zusammenhängenden Landes. Am Boden der Meeresbucht wurde feinkörniges Sediment abgelagert,

Eine ganz andere Landschaft, in der sich Menschen mit dem Wasser auseinandersetzen mussten, befindet sich im Spreewald südöstlich von Berlin | Abb. 15|. Das Wasser der Spree spaltet sich dort in zahlreiche Arme auf und hat nur eine ganz geringe Fließgeschwindigkeit; der Grundwasserstand liegt sehr hoch. Natürlicherweise können nur Erlen an einem



Abb. 16 | Getreideanbau auf ehemaligem Meeresgrund (Brandö, Åland-Inseln, Finnland, 2000).

das heute ein sehr guter Standort für den Anbau von Getreide ist. Auf den Åland-Inseln werden heute vor allem die Böden der ehemaligen Meeresarme für den Ackerbau genutzt, während die Hügel mit ihren steinigen, unfruchtbaren Böden kaum genutzt werden, allenfalls zur extensiven Beweidung.¹⁴

Alle europäischen Landschaften sind schützenswert, weil sie Identität für diejenigen Länder stiften, in denen sie zu finden sind. Überall betrachten und schützen wir nicht die Natur, sondern das, was die natürliche Dynamik und der Versuch der Stabilisierung der Landschaft durch den Menschen in langer Zeit haben entstehen lassen. Überall muss entschieden werden: Was ist wichtig für die Identität? Was kennt man? Was schätzt man? Was schützt man? Diese Fragen sollen keineswegs nur die Akademiker beschäftigen, aber ihnen wächst eine neue Aufgabe zu: Sie sind die Beobachter der Landschaft und diejenigen, die Landschaften der Öffentlichkeit erklären. Über das, was in den Landschaften geschützt werden soll, darf keineswegs von Wissenschaftlern allein entschieden werden. Hier ist die gesamte Bevölkerung gefragt, die sich mit ihrer Umgebung identifizieren muss. In den Niederlanden gibt es Gruppen von Experten und Laien, Einheimischen und auswärtigen Besuchern, die ständig darüber beraten, was in »ihrer« Landschaft geschützt werden soll. Dabei muss entschieden werden, wo sich natürliche Dynamik durchsetzen kann oder soll, wo nicht; es muss genauso beschlossen werden, wo neue Planungen von Wohngebieten, Straßen und Industriebetrieben möglich sind und wo dies nicht erwünscht ist.¹⁵

Der Rat dieser Sachverständigen besteht auf Dauer, denn es kann sich die Anforderung an die Landschaft von



Abb. 17 | Landschaft mit Bienenzaun am Wilseder Berg in der Lüneburger Heide (1998).

Zeit zu Zeit wandeln, und jede Generation von Menschen hat andere Ansichten darüber, was für die Identität ihrer Umgebung wichtig ist.

Damit alle Gruppen innerhalb eines solchen Expertenrates richtig über die Landschaft entscheiden können, brauchen sie eine Anleitung. Biologen, Ökologen, Geographen und Wissenschaftler aus verwandten Fächern müssen diese Einführung in die Landschaft leisten, damit die Bevölkerung über die Gegenwart und Zukunft ihrer Landschaften entscheiden kann. Wissenschaftler müssen erklären, das die Lüneburger Heide nicht nur deswegen beweidet werden muss, um die natürliche Sukzession hin zum Wald zu verhindern | Abb. 17|. Die Heidschnucken zerstören auch die Netze, die Spinnen zwischen den Heidepflanzen spannten. In diesen Spinnennetzen könnten Bienen gefangen werden, die von den Menschen vor allem im Spätsommer in großer Zahl in die Heide gebracht werden; diese Bienen sollten aber – als Nutztiere des Menschen – geschützt werden. Das Heidekraut ist eine der wenigen spät blühenden Gewächse. Es lohnt sich daher, die Bienenstöcke im Spätsommer in die Heide zu bringen und sie in einem dort bereits vorhandenen Bienenzaun unterzustellen. Dann können die Bienen nicht nur vom Frühjahr bis zur Blütezeit der Linden Honig produzieren, sondern auch noch später im Jahr, dann, wenn das Heidekraut blüht. Honig und Wachs gehörten früher zu den wenigen Produkten, die aus der Heide exportiert werden konnten. Die Klöster der Heide erhielten durch den Verkauf von Honig und Wachs einen großen Teil ihres Reichtums.

Wenn man den inneren Zusammenhang zwischen offener Heide, blühendem Heidekraut, Spinnennetzen, Bienen und Bienenzaun, Klöstern, Honig und Wachs verstanden

hat, merkt man, was das Schützenswerte in Europa ist: nicht allein die Natur, sondern die Synthese aus Natur und menschlichen Einfluss, der schließlich kein Gegensatz zur Natur ist, sondern auch der dynamischen Natur unterworfen ist.

Die Serie der Abbildungen in diesem Artikel hilft eigentlich wenig, wenn man erklären will, was Natur ist und welche Natur geschützt werden soll. Natur ist dynamisch, und sie lässt sich nur erfahren, wenn wir ihre Dynamik vor uns ablaufen lassen, vielleicht sogar im Zeitraffer, nicht aber durch das Betrachten von Fotos, die ja immer nur Momentaufnahmen sind. Die Bilder zeigen aber genau das, was unseren Schutz verdient, man kann auch sagen, welche Natur wir schützen wollen: die Landschaft, in der Natur als dynamisches Prinzip herrscht, in der aber auch die Menschen Stabilität für die Bewahrung ihrer eigenen Existenz anstreben. Dabei ist es vor allem diejenige Landschaft, die uns als schützenswert erscheinen sollte, die es nicht überall gibt, die das Charakteristische einer jeden Gegend ausmacht. Diese Landschaft stiftet Identität, mit all der darin stattfindenden natürlichen Dynamik und allen menschlichen Einflüssen. Dort besteht eine bestimmte Biodiversität, die sich als Antwort auf natürliche Dynamik und menschlichen Einfluss einstellte. Dort herrscht keine Nachhaltigkeit, sondern vielleicht sogar erhebliche Bodenverarmung, der man durch Düngung begegnen sollte, wenn man dort nachhaltig wirtschaften will. Dann aber wird das uns wichtige Bild von Natur, die Landschaft, nicht geschützt, die wir gerne schützen wollen. Nachhaltig ist dann nur der Schutz des Bildes der Landschaft.

Die Frage dieses Vortrages: »Welche Natur wollen wir schützen?« lässt sich nur so beantworten: Die »eine einzige richtige Natur« gibt es nicht. Sie ist kein Zustand, sondern dynamisch, wandelbar. Sie folgt Gesetzen, aber nicht dem Gesetz eines Staates, das zum Schutz eines Zustandes erlassen ist. Das, was wir in unserer Umwelt gerne erhalten wollen, ist nicht die Natur, sondern die Landschaft, die als Folge der natürlichen Dynamik und des menschlichen Einflusses entstanden ist.

Genauso wenig wie die »einzige richtige Natur« gibt es die »einzige richtige Landschaft«. Aber während die Natur als ein absolut wirkendes Prinzip bezeichnet werden kann, kann über das Aussehen von Landschaft diskutiert werden. Über das Bild der Landschaft lässt sich ein Konsens herbeiführen, in den wissenschaftliche, ästhetische, planerische und andere Argumente eingehen. Insgesamt ist die Beschäftigung mit Landschaft ein kulturelles Anliegen.

Die in Jahrtausenden entstandene Landschaft zu schützen scheint mir also das wichtigste Ziel zu sein. Dieses Ziel schließt den Schutz der Biodiversität mit ein, also die Bewahrung von Tier- und Pflanzenarten, die in der Landschaft leben. Dieses Ziel hatte und hat das, was wir Naturschutz nennen, auch. Aber wenn wir anerkennen, dass es uns zentral um den Schutz der Landschaft geht, machen wir deutlicher, das sich darüber beraten lässt und das die Ziele des Schutzes unserer Umgebung im Lauf der Zeit auch verändert werden können. Über das dynamische Prinzip der Natur lässt sich dagegen nicht beraten, es besteht, ob wir uns damit befassen oder nicht.



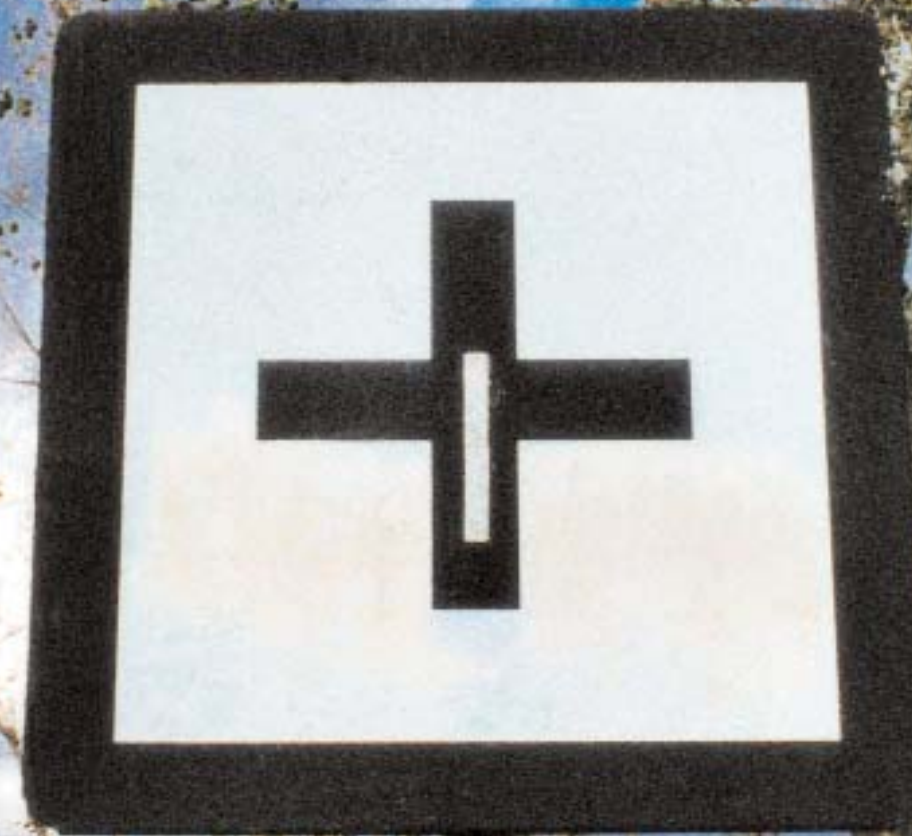
Anmerkungen

- 1 Konrad Guenther: *Der Naturschutz*, S. 51, Freiburg 1910
- 2 Alfred Toepfer: *Mein Leitbild für die Lüneburger Heide. Gedanken am 60. Geburtstag des Naturschutzgebietes*, Naturschutz- und Naturparke 59, 4. Vierteljahr 1970, S. 21–24.
- 3 Hans Klose und Adolf Vollbach: *Das Reichsnaturschutzgesetz vom 26. Juni 1935*, S. 12f, Neudamm 1936
- 4 Frederic E. Clements: *Plant succession. An analysis of the development of vegetation*, Washington 1916. – Ders.: *Nature and structure of the climax*, *Journal for Ecology* 24, S. 252–284, 1936
- 5 Reinhold Tüxen: *Über Waldgesellschaften und Bodenprofile. Klimaprobleme des NW-europäischen Festlandes*, *Niederländisch Kruidkundig Archief* 43, S. 293–309, 1933. – Reinhold Tüxen und W. Herbert Diemont: *Weitere Beiträge zum Klimaxproblem des westeuropäischen Festlandes*, *Veröffentlichungen des Naturwissenschaftlichen Vereins zu Osnabrück* 23, S. 131–184, 1936
Tafel V–X. – Reinhold Tüxen und Herbert Diemont: *Klimaxgruppe und Klimaxschwarm. Ein Beitrag zur Klimaxtheorie*, *Jahresbericht der Naturhistorischen Gesellschaft zu Hannover* 88/89, S. 73–87, Tafel I, 1937
- 6 Reinhold Tüxen: *Die heutige potentielle natürliche Vegetation als Gegenstand der Vegetationskartierung*, *Angewandte Pflanzensoziologie* 13, S. 5–42, 1956
- 7 Kurt Hueck: *Pflanzengeographie Deutschlands. Dargestellt nach eigenen Beobachtungen unter Berücksichtigung der Karten und des Schrifttums*, Karte X (gegenüber S. 144), Berlin-Lichterfelde 1936
- 8 Alwin Seifert: *Natur und Technik im deutschen Straßenbau (1934)*, Zitiert nach dem Abdruck in: Alwin Seifert: *Im Zeitalter des Lebendigen. Natur – Heimat – Technik*, S. 20ff, Dresden und Planegg vor München 1941
- 9 Ebd., S. 22
- 10 Reinhold Tüxen: *Aus der Arbeitsstelle für theoretische und angewandte Pflanzensoziologie der Tierärztl. Hochschule Hannover. Ein Tätigkeitsbericht*, *Jahresbericht der Naturhistorischen Gesellschaft zu Hannover* 92/93, S. 65–85, bes. S. 75, 1942
- 11 Henning Eichberg: *Stimmung über der Heide – Vom romantischen Blick zur Kolonisierung des Raumes*. In: Götz Großklaus und Ernst Oldemeyer (Hrsg.), *Natur als Gegenwelt. Beiträge zur Kulturgeschichte der Natur*, S. 197–233, Karlsruhe 1983
- 12 Hansjörg Küster: *Geschichte der Landschaft in Mitteleuropa. Von der Eiszeit bis zur Gegenwart*, München 1995
- 13 Friedrich Kuhlmann, Heinrich Becker, Thorsten Lobenstein, Bernd Weinmann und Harald Strang: *Entwicklungstrends 1970 bis 1997*. In: Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft (Hrsg.), *Landwirtschaft 2010. Welche Wege führen in die Zukunft?*, S. 127–192, Frankfurt 1999
- 14 Hansjörg Küster: *Die Ostsee. Natur- und Kulturgeschichte eines Meeres*, München 2002
- 15 Raad voor het Landelijk Gebied (Hrsg.): *Made in Holland. Advies over landelijke gebieden, verscheidenheid en identiteit*, Amersfoort 1999

Was führt uns zu und welche Probleme begegnen uns mit der Frage: »Welche Natur soll geschützt werden?«

Eine Metaüberlegung

Prof. Dr. Burghart Schmidt | Hochschule für Gestaltung Offenbach am Main



Philosophie und Mythos: Der Schrecken | Welche Natur soll geschützt werden? Vom Standpunkt des Philosophen und seiner Tradition aus, welcher Richtung auch immer zugehörig, wundert man sich zunächst über diese Frage. dass Natur zu schützen sei??! Wie könne man denn überhaupt auf diese Frage verfallen? Philosophisch zwingt diese Frage also sofort auf die Metaebene, nämlich zu der Frage nach dieser Frage. Und diese letztere Frage stellt sich mit der Metarisierung über die erstere Frage, ein uralter Philosophentrick, oft genug eingesetzt, um unerwünschten Fragen zu entgehen. Aber das Solches hier in Hinblick auf die Ausgangsfrage keineswegs ein Philosophentrick sei, unerwünschte Fragen in vertraute und damit als Fragen schon abgelaufene Fragen zu verwandeln, dazu einige Überlegungen eben auf der Metaebene!

Für die allerlängste Zeit der Menschheitsgeschichte machte das, was unter dem Namen Natur vorzustellen sei, ein Gegenüber des Menschen aus, das von ihm weitest unabhängig ihn in äußerster Abhängigkeit zwang. Wie hätte der Mensch sich gegenüber dem, von dem er durch und durch abhing, die Frage stellen sollen, was er daran schützen solle? Es ging doch um einen Selbstschutz des Menschen vor diesem Naturwesen, nicht umgekehrt.

Sicher, seit Anbeginn seiner menschlichen Existenz fand der Mensch auch viel, viel Förderliches aus der Natur und in der Natur wie durch die Natur und mit der Natur, sonst hätte er sich evolutionär auch nicht im mindesten behaupten können, das ist klar. Aber um so mehr musste des Menschen Vorstellen besetzt sein von einem überwiegend Feindlichen und Gefährlichen seines Naturumkreises, dem mit ständigem Misstrauen zu begegnen guter Rat war. Ein ganz mächtiger Strang der Mythik windet sich aus jenen Heroengeschichten zusammen, in denen die Ungeheuer der Natur ausgerottet werden und die Katastrophen bewältigt, heute würden wir sagen, gemanaged, vom Nemeischen Löwen bis zum Augiasstall und seiner Ausmistung. Im jüdischen und von dorther auch im christlichen Mythos drückt sich das aus als das Untertanmachen der Erde. Und hier dann einmal allein in einem Mythenkreis taucht dann das auf, das solches Untertanmachen zugleich die Übernahme einer gewaltigen Verantwortung bedeute. Und einmal in einem Mythenkreis schwingt sich dann der Mensch als der Retter der Natur vor ihrem Selbsterstörerischen auf, in Noah und seiner Arche. Aber ansonsten träumt der Mythos von einem Überwinden der aggressiven Natur. Und seine Heroengeschichten vermag man auch zu lesen

als eine Arbeit an der Befriedung der Natur, bei Odysseus gar schon durch Anpassung an sie, durch Gehorsam ihr gegenüber in seinen Listen.

Am weitesten gehen in den Befriedungsvorstellungen wiederum die jüdischen Quellen bei Jesaja mit einer Welt, in der die Löwen und die Tiger neben den Rindern auf den großen Prärien weiden und ruhen. Was später im neunzehnten Jahrhundert bei dem französischen Sozialutopisten Charles Fourier neuerlich auftaucht, nun aber entschieden als Menschenwerk. Während Jesaja dazu noch vom Messianischen ausgeht einem neuen Himmel und einer neuen Erde. Jedoch Hauptklang der Mythen bleibt die gewaltige Überlegenheit und Feindseligkeit einer gegen den Menschen aggressiven Natur, gegen die der Mensch in dauernder Notwehr steht.

Das hat in so vielen Bereichen der Welt zu äußerst strikten Zwangsgesellschaften geführt, wenn man etwa an die frühesten Großstaaten der mediterran-nahöstlich-europäischen Geschichte in Ägypten und Mesopotamien denkt,



auf der Basis eines hochorganisierten Überwindens der Natur in Überschwemmungsstromlanden mit jährlich total wechselnden Bedingungen für den Landbau, immer wieder andere Bodenqualitäten an anderen Orten und dazu Wechsel der jeweiligen Überschwemmungsqualitäten insgesamt, worauf man für das Durchhalten einer Massengesellschaft nur mit hoher Organisation der Bevorratungswirtschaft und damit der Verteilung zu reagieren vermochte. Die Bibel spricht für ägyptische Verhältnisse von dem Wechsel zwischen sieben fetten Jahren und sieben mageren Jahren. Feindseligkeit der Natur schlägt also um in Zwanghaftigkeit und Unterdrückungsstärke menschlicher Sozialstruktur. Wenn man nun wiederum an das Aufkommen von Demokratie und Gesellschaften relativer Glau-

bens- und Meinungsfreiheit im Altgriechischen oder dann Römischen denkt, dann lässt sich sehr wohl die Annahme vertreten, es würden in der Geschichte auch erheblich geologische, klimatische und biologische Faktoren mitwirken. Denn das Altgriechische und das Römische begegneten einer Natur der Vielfalt von Konditionsfeldern ohne solche durchgängige, alles durchdringende Kondition der Überschwemmungsrythmen, so dass Katastrophalitäten des einen Konditionsfeldes durch Vorteile der anderen Konditionsfelder ausgeschaukelt wurden. Ein Wetter, das dem Getreide schlecht tat, förderte vielleicht besonders Obst und Gemüse oder das Vieh. So nötigte der Landbau keineswegs zu jenen Disziplinierungen, die in den Überschwemmungsstromländern anstanden, auch nicht bei Entstehen von großstädtischer Massengesellschaft.

Eine freundlichere Natur ermöglichte eine freundlichere Gesellschaftsstruktur? Aber diese durch ihre größere Vielfalt, ihren größeren Abwechslungsreichtum etwas freundlichere Natur war trotz altgriechischen Arkadienbilds im Mythos nicht freundlich genug, um irgendwie das die Mythen beherrschende Feindbild Natur zu lockern. Nur dass man altgriechisch der unmittelbaren Menschennatur in Gesellschaft und Kunst mehr zu trauen begann, schon vom Mythos her, als am Nil und im Zweistromland. Im Nahöstlichen war es allein das Jüdische, das trotz oder gerade wegen der Paradiesesvertreibung ein vertrauensvolleres, dem Griechischen vergleichbares Bild von der unmittelbaren Natur des Menschen entwarf. Denn die Paradiesesvertreibung hatte die Paradiesesbestimmtheit des Menschen nur verschoben in eine religiöse Geschichtlichkeit.

Das ermöglichte ein Menschenwerk, nun aber gesehen in den äußersten Gefährdungen, die von ihm ausgehen, wenn man an den Mythos vom Babel-Turmbau denkt. Dieser Mythos hat allerdings nicht das Menschenwerk verdammt, sondern nur seine Verabsolutierung. Der Bibliothek von Babylon, fortgesetzt und umgemünzt auf die Bibliothek von Alexandria, stand er nicht entgegen. Nur, auf dem ganzen Hintergrund eines Rückzugs auf die menschliche Natur gerade in einer Bibliothek von Babylon, was sollte man in ihm Natur schützen, selbst wenn man sich misstrauisch machte gegen eine Verabsolutierung des Menschenwerks? Wie sagte Sokrates: *Von den Bäumen vor der Stadt kann ich nichts lernen, wohl aber von den Menschen in der Stadt* – Stadt als Kalte Schulter zur Natur also.

Ästhetik und Erhabenheit: Die Bewunderung | Nehmen wir nach einem Überlegungsblick auf das menschliche Verhältnis zur Natur von den mythischen Hintergründen her Überlegungen über die Natur an sich selber auf in einem *Als-ob*. Darin muss sie dann erscheinen in schlechthinniger Erhabenheit. So hat sie Immanuel Kant geschildert für die ästhetische Einstellung, Natur in ihrer unermesslichen Ausdehnung – das Mathematisch-Erhabene, in ihrer allem Menschlichen unvorstellbar überlegenen Kraft – das dynamisch Erhabene. Das meint aber eben die unmittelbare Begegnung des Menschen mit der Natur um ihn herum. Und doch verlangt diese schon, wie Kant entdeckte, die spezifisch ästhetische Einstellung. Diese setzt aber, wie man sofort bemerkt, bereits voraus, dass der Mensch seine Verletzlichkeit, Vernichtbarkeit und damit seine schlechthinnige Abhängigkeit von der Natur um ihn herum gefasst und sich bewusst gemacht hat. Das, um dieses erlangte Bewusstsein in der ästhetischen Einstellung neuerlich zu überrunden, um zu einem ersten Urteil über die Natur zu kommen. Daher, weil solches eine so sehr menschliche Eingestelltheit voraussetzt, habe ich so vorsichtig von Natur an sich im *Als-ob* gesprochen, und das es die Natur an sich zu sein scheine, nämlich in der menschlichen Vorstellens- und Urteilsarbeit. Ob derartiges Vorstellen und Urteilen auch bei Tieren vorkommt, klammere ich hier aus. Wäre es so, dann wäre die darin auftauchende Natur an sich eben deren Natur und nicht eigentlich die Natur an sich. Wenigstens und auf jeden Fall: Eine ästhetisch erhaben begegnende Natur schließt ebenfalls jede Frage nach einem Schutz für sie durch den Menschen aus. Was wäre an der Erhabenheit zu schützen, das sich nicht selber schützte? Stellt man diese Frage, obwohl selbst sie gegenüber Erhabenheit zuviel an Anmaßung, dann setzt man darin die Absurdität einer verletzlichen Erhabenheit voraus.

Aber wissenschaftlich und durch die Wissenschaften hindurch ins Technische hinein, nimmt sich die skizzierte Absurdität gar nicht mehr so absurd aus. Schon im Beginn der euro-amerikanischen Wissenschaftlichkeit, sozusagen in ihren Kinderschuhen, entfalteten der Niederländer Baruch de Spinoza und der Deutsche Gottfried Wilhelm Leibniz im Zusammenhang mit ihren Überlegungen gegen die Physik des Engländers Isaac Newton die Einsicht, dass in der Natur alles aus aller kleinsten Wirkfaktoren geschieht, die sich aufschaukeln zum Makroskopischen. (Spinoza übertrug solches auch auf die Geschichte, der er darum

bei all ihrer makroskopischen Katastrophalität und Fatalität doch Hoffnungsmomente in *the long run* abzulassen vermochte.) Leibniz gewann für seine Naturansicht, Spinoza darin mitbetreffend, ein wunderschön einleuchtendes Bild. Es ging um das Erläutern des Zustandekommens von Meeresrauschen. Und Leibniz sagte, es handle sich dabei um die Addition von Minitönen, die entstünden, wenn zwei Wassertröpfchen aufeinanderstießen. Nur: Die Zusammenstöße passierten in den Wassermassen millionenfach. Und so entstünde in der Summe aus lauter Minitönen das Getöse des Meeresrauschens. Das streift schon heutige Wahrscheinlichkeits- und Chaostheorien, wenn man sie nicht in Ideologie verwandelt und dann von Unordnung schlechthin und simpel spricht.

Es liegen also große Potenzialsysteme in kleinsten Wirkfaktoren vor, in denen kleinste Wirkfaktoren riesige Transformationen realisieren. Das biologische System steht hier bis in die Systemtheorie Pate, mindestens seine Vorahnung in philosophischen Spekulationen ihm zuvor, bei Leibniz, aber auch bei Spinoza. So sehr nämlich dieser Spinoza so gern vom Mechanistischen her verstanden wird, riecht es durch Minimalismus aufs stärkste nach biologischer Zusammenhangsweise und ihrer veränderungsfähigen Selbstregulativität in ihrer Realität des Organismus.

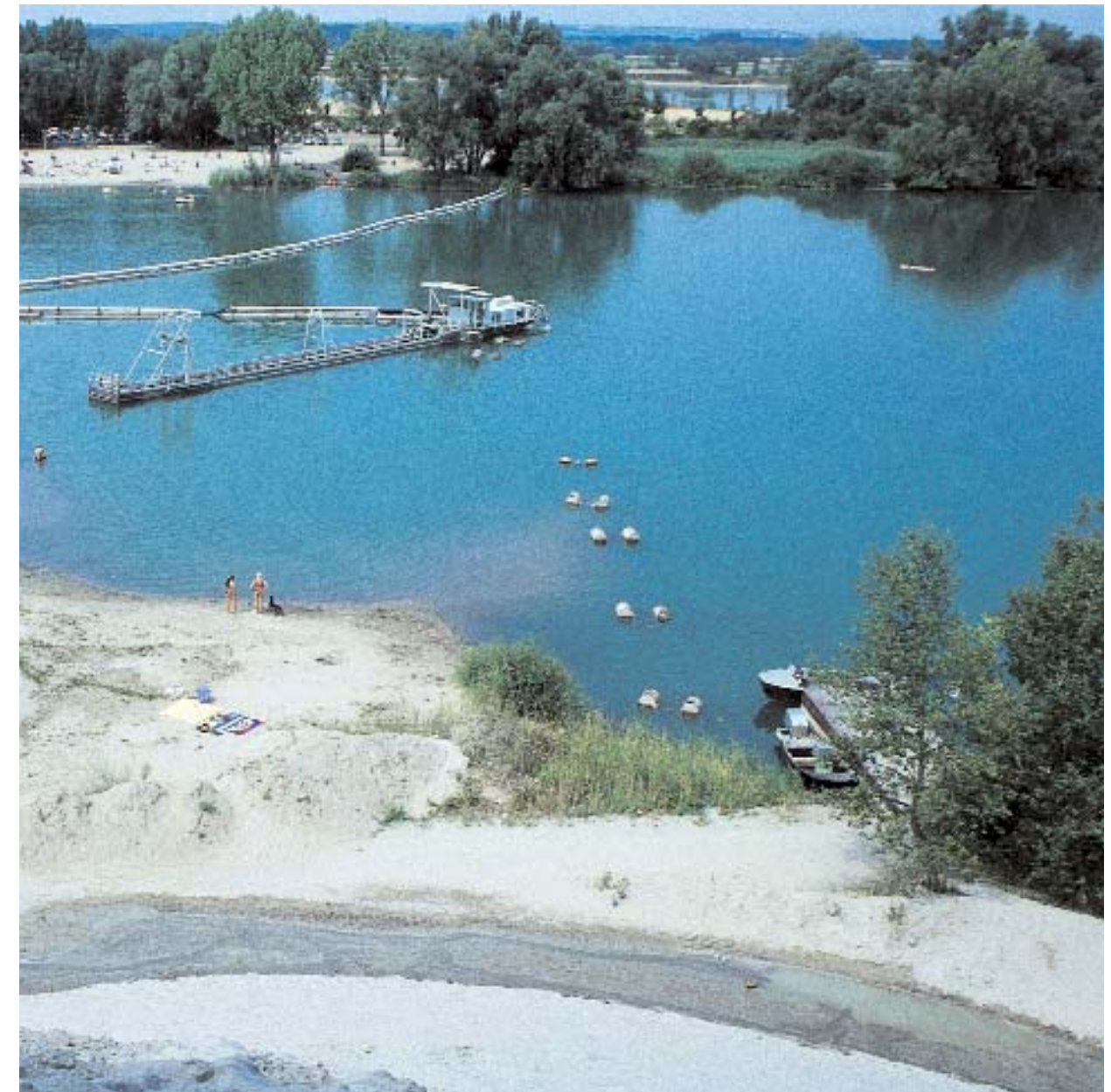
Schließlich ist damit ja auch in einem strukturalistischen Sinn die Struktur der menschlichen Technik gewonnen. In ihr manipuliert der Mensch im Ansatz mit kleinsten Wirkfaktoren die Natur, weil er eben nur auf der Ebene der kleinsten Wirkfaktoren der Natur zu Leibe rücken kann. Und er bringt dadurch ausgreifende Umwälzungen zustande, die neuerlich die makroskopische Rohheit seiner normalen fünf Sinne erreichen und sie mächtig beeindrucken, darum den Menschen zur Illusion des Homo faber als des Wesens verführen, das sich gar an die Stelle des welt-schaffend Göttlichen zu setzen unternimmt und dabei vergisst, dass seine Arbeit nur ein Überformen ist, keine Existenzsetzung (siehe des Aristoteles Bestimmung der Arbeit in seiner »Metaphysik«, die mir noch heute gültig scheint trotz aller Verstellung durch die Automaten als *black boxes*).

Und doch tauchen sogleich die ungeheuren Gefahren aus der Unkontrollierbarkeit des sich riesig summierenden Mikrologischen auf. Man muss dabei gar nicht an Energiegewinnung aus Atomteilung und Atomfusion denken oder gar an die Verschmutzung der Meere. Letzteres hat ja über den Charakter der Meere als äußerst geschwinder

Verteilungs- und Übertragungsmedien zu so scheinbaren Realabsurditäten geführt wie dem Umstand, dass die Quecksilberbelastung des Colorado durch Papierfabriken noch nicht an den Küsten Kaliforniens in seinem Mündungsgebiet zu Schaden führte, wohl aber über tausende von Kilometern Entfernung auf den Aleuten hoch oben bei der Beringsee unter den dort lebenden Menschen genetische Störungen hervorrief über die meervermittelte Fresskette.

Natur und Kulturnatur: Leichte Verletzlichkeit des Erhabenen | Mit diesem Hinweis haben wir schon den Übergang zu einer weiterführenden Frage erreicht aus der Feststellung heraus, dass es durch den minimalistischen Charakter der Wirkungsweise von Natur auf der einen Seite und als Voraussetzung, durch den minimalistischen Charakter der menschlichen Technik auf der anderen Seite und als Folge aus der Naturvoraussetzung so etwas realiter gibt wie ganz leicht verletzte Erhabenheit der Natur, obwohl das absurd zu klingen scheint, eine über einen Strohhalm stolpernde Göttlichkeit. Mit der weiterführenden Frage meine ich das nun aufs Ganze Gehende und die leichte Verletzlichkeit des Erhabenen auf die Spitze Treibende: Wo haben wir denn überhaupt noch vom Menschen unbeeinflusste Natur? Ist nicht alles auf Erden, ja wachsend zum Weltraum hin als menschliche Kulturlandschaft aufzufassen, einschließlich der Eiskappen an den Polen der Erde?

Für besonders wild gelten die mittelenglischen und schottischen Heiden oder *moores*, wie sie an Ort und Stelle genannt werden, wenngleich sie zum geringsten Teil Moore sind. Thomas Morus aber hat uns schon um 1526 in seiner »Insel Utopia« davon erzählt, dass diese Heiden nicht immer Heiden waren. Sie wären eine abwechslungsreiche Hügellandschaft gewesen mit Wiesen, Weiden, Ackerland, Obst- und Gemüseärten, zahlreichen kleinen Wäldern und Waldstreifen, Hecken, vor dem salzig bitteren Seewind schützend, und darin zahlreiche Dörfer, florierend von Freibauern besiedelt. Bis mit der Wollindustrie die Schafzucht in wachsender Masse kam. Und diese brauchte die riesigen verheidenden Weideflächen, was außer für ein paar Hirten und dann Saisonschafschern kaum Arbeitsplätze anbot. Das gab dann ein riesiges Bauernlegen und Bauernvertreiben, bis man bei der mensch-



veranstalteten Wildnis angelangt war. Zynisch-realistisch schrieb um 1526 der Lord-Chancellor des Königs von England, als hätte er schon längst seinen Marx auch von hinten nach vorn gelesen: So wurden denn die für so sanft und harmlos geltenden Schafe zu reissenden Ungeheuern, reissender als die Wölfe; denn Wölfe würden nur Menschen reissen, die Schafe aber zugleich mit den vielen Menschen des vorangegangenen Mittelenglands deren steinerne Dörfer.

Wie merkwürdig nehmen sich auf dem Hintergrund solcher Feststellungen zwischen Mittelalter und Neuzeit heutige grün orientierte Proteste aus gegen Wiederauf-

forstungen in Schottland, damit die Wildheiten der schottischen Heiden nicht verloren gingen. Die meisten Heidegebiete Mitteleuropas waren und sind Kulturlandschaften eines Wirtschaftens sozusagen mit Monokulturen. Und wiederum: Überließe man den europäischen Wald der Natur an sich, dann würden weithin sehr uniforme Buchenhochwälder entstehen, wie sie für einen anderen Ort James Fenimore Cooper etwa beschrieben hat, nämlich für den früheren Nordosten der USA im 18. Jahrhundert. Und man fände dort wie in weiten Bereichen Europas nicht den Wald der vielen, vielen Abwechslungen. Denn das immer wieder gepredigte Ideal der Grünen vom Wald bezieht sich

auf den Plenterwald. Und der entstand als Folge ganz bestimmter Weisen von Forstwirtschaft. Dagegen: So vieles in einer sich selbst überlassenen Natur nimmt sich von den Erscheinungsbildern her aus wie Monokultur. Auch das Monokulturelle haben wir von der Natur gelernt.

Weiterhin zu unserer Frage steckt viel Überlegenswertes in einer schnoddrigen Bemerkung von Theodor W. Adorno: Wie werde es denn schon auf dem Mond aussehen, wohl nicht viel anders als auf einer Müllkippe bei Wanne-Eickel. Also gerade durch die Kettenbildungen und Austauschsysteme der Natur selber, und das ist nun wirklich Natur an sich, dehnen sich die Kulturprägungen der Natur durch den Menschen derart erdweit, ja beginnend weltraumweit aus, dass man in der Natur nur Kulturlandschaften bestimmter Art begegnet. Oder anders; Industriebranchen vermögen den Typus Wildnis so viel stärker auszuprägen als der Urwald. Der Urwald entwickelt in der Regel trotz Epiphyten eine gewisse einfache Ordnung. Industriebranchen hingegen vermögen es zu einem viel höheren Artenreichtum zu bringen.

Und dann haben wir das Problem der Kulturfolger unter den Tieren und Pflanzen. Rehe etwa gibt es im Industrieuropa um Erhebliches mehr als in Sibirien oder im vorindustriellen Europa. Und wie haben Spatzen, Rebhühner und so weiter von bestimmten Landwirtschafts- und Siedlungsweisen des Kulturellen profitiert. Oder die Mauersegler, denen hat der kultivierende Mensch künstliche Hochgebirge geschaffen, so dass sie die natürlichen Hochgebirge vergaßen. Denn die künstlichen waren wegen ihrer niedrigeren Lagen viel insektenreicher. Auch sonst darf man sich nicht täuschen, gerade die Hochlagen der Alpen als so wilde Naturwildnis waren sehr viel früher richtig besiedelt als die Waldgebiete des Tieflands, weil sie freies Weideland fürs Vieh anboten ohne Arbeitsaufwand des Rodens. Und in den Alpen lärmte es während vorangegangener Jahrhunderte sehr viel lauter durch Erz-, Holz-, Holzkohlegewinnung, Sammeln von Waldfrüchten und so weiter als heute bei allem Skirummel. Hochmoore zeigten sich als die Begegnungsplätze zahlreicher Torfstecher, bevor der Torfabbau industrialisiert wurde und die Abbaumaschinen unter sich blieben. Trotzdem, der hier umrissene Gesichtspunkt führt nur zu einem verschiebenden Abwandeln der Fragestellung: Welche bestimmten Kulturnaturen oder Kulturlandschaften sollen wir schützen gegen den menschlichen Veränderungsprozess aus Veränderungsdrang?

Natur, Aufbruch und Konservativismus: Die Sehnsucht | Damit klingt das stärkste Problem in der Schutzfrage an, um wieder metarisierend zu werden. Die Schutzfrage scheint einen Konservativismus auszudrücken, und zwar einen rigiden. Naturkultur oder Kulturnatur sollen musealisiert und eingeschweißt, archiviert werden. So hat ein österreichischer Biologe, Bernhard Lötsch, der sich sehr für Grünbelange eingesetzt hat, aber aus dem konservativen Eck heraus, die Forderung aufgestellt, es sollten Kommissionen durch Österreich gesandt werden, die festzustellen hätten, welche ältere Bauart von Bauernhäusern jeweils in einer bestimmten Region das quantitative Übergewicht hätte, ob barocke oder klassizistische oder eine regionalistische Bauart. Und dann müsse dieser Stil für die Fassade in alle Zukunft von Neubauten als Erscheinungsform vorgeschrieben sein, wenn der Bau auch mit den neuesten Bautechniken realisiert würde.

Und doch entstand der Naturschutz im Deutschsprachigen einmal aus einem anderen Geist, der sich anders einschätzte denn als konservativ. Sein Entstehen hing eng zusammen mit der Jugendbewegung und deren Voranklängen im Jugendstil. Das wollte hinaus aus grauer Städte Mauern mit ihrer alten, abgestandenen, stickigen Luft, hinein ins Frische, Neue. Natur stand gerade gegen die Konservativität der festgefahrenen Elterngeneration, die sich konservierend eingemauert hatte in ihren Städten und Gebäuden und Meublement. Auch wenn die Jugendbewegten für ihren Exodus ins Freie nur Siedlungsnischen in Europa fanden und aus ihnen immer wieder zurückmussten in die gesellschaftlichen Einbindungen und das Ganze landete schließlich in freiwilligem Paramilitarismus.

Es steckt etwas Merkwürdiges in der Idee von einem Ausbruch in die freie Natur, wenn sie für Gegenzug genommen wird zu geschichtlichen Fesselungen und geschichtlichem *Aufderstellretreten*, also zu geschichtlichem Konservativismus. Der Renaissance war das allerdings mit ihrem Naturpathos langphasig geglückt. Aber im 19. Jahrhundert findet sich gerade bei einem hier schon genannten Amerikaner, James Fenimore Cooper, tiefe Einsicht in das Fragwürdige dieses Ideenunternehmens. Ich spiele an auf eine seiner wichtigsten Romanfiguren, den Lederstrumpf. Der will aus den Fesselungen und Unfreiheiten und Engstirnigkeiten und Rechtswörterleien der Ansiedlungen in den sogenannt zivilisierten Ostbereichen der USA heraus ins Freie und bricht auf in ein Jägerleben der Wildnis. Aber die Ansiedler sind ihm auf

den Fersen durch ihren Zug nach Westen. Und so wandert der Lederstrumpf immer weiter mit der wandernden Grenze. Und doch hat Cooper durch sein Romanwerk sehr einleuchtend gemacht, das Lederstrumpf seine lebenswierige Wanderung nur unternimmt, damit er selber sich und sein einmal eingefahrenes Verhalten in nichts und nicht im kleinsten ändern muss. Lederstrumpf ist eine zutiefst konservative Figur, und daher hält er es überall nicht aus, im Grunde noch nicht einmal bei den Indianern, auch da hätte er lernen und sich ändern müssen.

Ein wanderndes Fortschreiten in die angeblich offenen Horizonte der Natur vermag sich also tiefster Konservativität zu verdanken. Daran sollte man heute auch in den Debatten um neues Nomadentum immer denken, wenn das schwelgt von einem Leben in immer neuen Eindrücken des Anderen. Und die affektiv geladene Heimatidee auf der anderen Seite des Stroms? So viele empfinden im Gefühlsgewicht Heimat die Sehnsucht danach, dass sich in ihr nichts ändern dürfe. Wie oft hört man: *Ach! In unsere Herkunftsstadt brauchst Du gar nicht mehr zurück-zukehren, da hat sich alles verändert*. Müsste man nicht vielmehr bei einem rückkehrenden Besuch in seinem Herkunftsort aufs äußerste erschrecken, wenn sich dort nichts geändert hätte?

So wie das Marcel Proust schildert. Er hatte sich viele Jahre aus den Gesellschaften und dem Gesellschaftsleben der vornehmen Kreise in Paris zurückgezogen, um an seine Schreibearbeit zu kommen. Und doch, beim Lesen einer per Post eingetroffenen Einladung zu einer Abendgesellschaft, entschließt er sich, wieder einmal hinzugehen. Der Abend wird für ihn entsetzlich und unheimlich, er fühlte sich unter lauter Einbalsamierten und Mumien; denn in diesen Kreisen hatte sich nichts geändert. So könnte es einem mit einem Herkunftsort gehen, wenn er unverändert der bliebe, der er war, als man in ihm groß wurde, ja starrer als damals, weil man ihn ja erlebt hatte als einen veränderlichen, während er dann hätte in einen Dornröschenschlaf verfallen sollen, den Dornröschenschlaf einer artifiziiell konservierenden Nekropole, damit man ihn als solchen wieder auffände, als den man ihn verlassen hat. In dem Wunsch nach solchem regt sich gewiss auch manche Spur kindlicher Omnipotenzphantasien, nun in einer Umkehrung: Es darf sich nichts verändern, bei dem man nicht mitgemacht hätte, gerade oder wenigstens in Hinblick auf Herkunfts-Environment, oder die Kränkung ist besonders stark.

Es hat schon etwas mit hoch artifiziiellen Konservierungen zu tun, was man Naturschutz nennt, allein schon die Schilder ums Gelände, oft auch warnend, nicht nur Betreten verbotend. So sah ich rings um ein friesisches Hochmoor die Schilder: *Vorsicht! Kreuzotter! Lebensgefahr!* Oder um eine Kärntner Bruchlandschaft solche mit Totenkopfsymbol und daneben: *Zeckengefahr*, geschrieben. Am Konservierenden aus Künstlichkeit ändert auch nichts der Umstand, dass gerade im umhegten Gebiet Veränderlichkeit der Natur überlassen ist, also nicht ausgeschlossen, so wie in der nostalgischen Heimatsehnsucht, die nach simulativer Kostümierung verlangt. Es gibt einen kleinen, feinen Ort der Welt, wo man am stärksten die konservierende Künstlichkeit von Naturschutz erfährt. Für den Central Park in Manhattan hat im späten 19. Jahrhundert einer der Grundstückspender verfügt, dass sein Stück Land ganz im Urzustand der Insel Manhattan verbleiben müsse auf alle Zeiten, daher auch nicht begangen werden dürfe. Und so hat man diesen Landfetzen mit einem ganz hohen Zaun umgeben, der aber den Begang mit den Augen durch Gitternetzwerk hindurch offen bereithält. Einige weitere Maßnahmen, wie richtig urige Wasserversorgung durch Wasserleitungen und Tümpelerhaltung durch Tümpelputz, also doch mit zeitweiligem Betreten, ja Herumwerkeln waren freilich doch zusätzlich vonnöten für die Urigkeit, auf Dauer gestellt in einen Schaukasten.

So könnte man meinen, völlig unabhängige Natur, das sei ohnehin nur eine ästhetische Traumangelegenheit von Hochzivilisierten, mit viel freier Zeit fürs Ästhetische. In einem Buch von Richard Rorty fand ich die Zitation eines Erlebnisberichts von William James. In dem Bericht erzählt James von einer Tour durch die Alleghenys. Sie fuhren begeistert durch, was man so im Deutschen jungfräuliche Wälder nennt. Und plötzlich stießen sie auf eine Farm, mitten in Rodungen. Bretterbuden, umgeben von Schlammplätzen, in denen sich hässliche Schweine wälzten. Und das nochmals umgeben nicht von herrlichen Wiesen und Feldern und Wegrainen, Obstgärten und so weiter. Sondern wie das damals beim Begründen von Farmen in Urwäldern durch die USA hindurch so üblich war, man rodete so richtig nur die schwächeren, jüngeren Bäume, die starken älteren schnitt man nur in Mannshöhe ab, ließ sie als tote Reststümpfe im Feld stehen. Oder man hatte Brandrodung betrieben, wobei ebenfalls die stärkeren Bäume nun als verkohlte Stümpfe über-



dauerten. Und zwischen sie baute man an, was man anzubauen hatte. Dabei sahen aber dann auch noch die Maisanpflanzungen einigermaßen unordentlich aus, alles wie Müllkippe und Vorstadtslum. James und seine Begleiter kamen dann auch zu dem ästhetischen Gesamturteil, diese menschliche Ansiedlung im Urwald nehme sich aus als eine schorfige, eiternde, eklige Wunde, als Aussatz und Krätze. Sie kamen ins Gespräch mit den dort Wohnenden. Und James war nun pragmatischer Kommunikator genug, um sich gegenüber seinem ästhetischen Urteil an den Kopf zu fassen. Im Gespräch nämlich erfährt er, wie stolz die Farmergemeinschaft auf ihre Arbeitsleistung im Urwald ist, und wie hier eine menschengemäße Welt entstünde, abgerungen durch Arbeit den menschfeindlichen Unwirtlichkeiten der Urwälder. Für James stellt das ein *Aha!*-Erlebnis dar, das ihn aus einer ästhetischen Einstellung der Späten zu der Arbeitswelt der Kolonisatoren führt.

Aber auch rein ästhetisch könnte man solchem Geschilderten gegenüber zu zweierlei Einstellung gelangen. Bei dem nun so oft schon genannten James Fenimore Cooper findet man Schilderungen solcher kolonialisatorischen Ansiedlungen in den Urwäldern, die ganz anders wirken als der Bericht von William James in seinem Ansatz. Die von Cooper beschriebenen Rodungen wirken mit ihrer Baumstümpfelandschaft, dazwischen das wuchernde Gemisch aus Naturflora und Kulturflora, bunt, vielfältig, abwechslungsreich, verschlungen, labyrinthisch, ja bis ins Unheimliche neu wie anders von Schritt zu Schritt gegenüber der Eintönigkeit der uniformen

Urwälder, Inseln des Anderen, mitten im durch alle Beweglichkeit doch sich gleichbleibenden Meeresgeflute, -gewoge, -gekräusel. Bei Cooper geht es eben immer wieder um Grenz- und Übergangsräusche, nicht um verlässliche Zuständlichkeiten. Daher sieht er in den kolonialisatorischen Rodungen einerseits keine schorfigen Wunden, andererseits kann er sich aber ebensowenig umstellen auf die Lust am Triumph menschlicher Arbeit. Warum übrigens in einer Randbemerkung hier in diesem Text soviel Cooper und nicht etwa Goethe, den für seinen auch sachlich-objektiv sein wollenden Naturelan überall bis Japan so bekannten? Cooper, der Europa so oft und so lang durchtourt habende Amerikaner, stellt mächtig heraus in Sachen der Natur den Zusammenstoß von hochentwickelten ästhetischen Einstellungen mit der normalen, durchschnittlichen Arbeitswelt der Vielen. Während sich Johann Wolfgang von Goethes Blick der durchschnittlichen Arbeitswelt entzogen hat, soweit es nur irgend anging. Sie scheint in Sachen der Natur nur dort herein, wo es um sein auch vorhandenes wissenschaftliches Interesse geht, etwa in der Mineralogie.

Ökologisch-hygienische und ästhetische Kriterien zur Naturschutzfrage: Unvermeidbare Dialektik | Und doch, nachdem ich die Frage nach dem Schutz der Natur so fragwürdig gemacht habe, ist mir der Leitfaden eines unumgänglichen Ineinanders von Kultur/Zivilisation und Natur Anlass genug, diese Frage jenseits von Naturideologie, das heißt jenseits von Vorbildlichkeit der Natur, Hörigkeit der Natur gegenüber, Unberührbarkeit der Natur und soweit, für eine notwendige und wichtige zu erklären. Aus der Metaposition heraus geht es mir aber anstatt einer direkten Beantwortung um den Ansatz von Kriterien dafür. Diese lassen sich, und dem galt meine bisherige Überprüfung der anstehenden Frage, nur aus dem menschlich-kulturellen Hintergrund her gewinnen, nicht von der Natur selber und an sich aus.

A | Eine erste Gruppe von kriterialen Ansätzen möchte ich die gleichsam hygienische nennen, indem sie sich um das Überleben der Menschen dreht unter den Gefahrenhorizonten der menschlichen Technik. Es geht dabei ja nicht um das Überleben eines Rohmenschlichen. Denkbar wäre schließlich, dass selbst nach einem atomaren Voll-

weltkrieg Menschen mit höherer Strahlungsakzeptanz und dem Zurandekommen mit erheblich kürzerer Lebenserwartung in einer neuen Primitive überdauerten. Es geht also ganz kulturell um das Überleben der geschichtlich hervorgebrachten Kulturnatur des Menschen in der größtmöglichen Individuenzahl mit ihrem menschenrechtlichen Anspruch auf Existenz und optimale Erfüllung ihres Glücksverlangens. Schutz also dieser Kulturnatur, aber nicht nur Schutz, sondern Förderung ihrer. Nun lässt sich aber auch Ökologie, also genauer Bio-Ökonomie, genau in dieser Richtung verstehen, nämlich als Schützen einer Naturbasis nicht um ihrer selbst willen, sondern zu Schutz und Förderung der Kulturnatur des Menschen vor ihren eigenen Selbsterstörungstendenzen.

Und so ergibt sich auch ein Argument, das zunächst nur ziemlich naiv Heiligung der Natur zu betreiben scheint. Die Argumentation für Artenschutz schlechthin, geradezu in struktureller Einstellungsweise als von Modell- oder Paradigma-Charakter, wenn es ausgebaut wird zu den Gesichtspunkten, wir wüssten noch gar nicht, welche Funktion uns bisher noch nahezu fremde Arten gewinnen könnten für uns, ja wir wissen ja breitest noch gar nicht, welche Funktion sie jetzt schon in den selbstregulativen Systemen der Natur für uns haben. So wurde ja in ungefährer Entsprechung zu solcher Denkart ein amerikanisches Gesetz eingeführt, das allergrößte Bereiche der USA gegen selbst archäologische Forschungsgrabungen sperrt mit der Begründung, zukünftige Zeiten würden in der Forschung bessere Auswertungsverfahren entwickeln, und darum müssten ihnen größte Fundstätten vorbehalten bleiben.

Also nicht Heiligung der Natur im Gebot des Artenschutzes. Allerdings gibt es wohl prinzipiell das Anrecht des Anderen gegen uns in Existenz und Anderssein. Doch eine solche Rechtsvorstellung ist besonders erst in menschlicher Kultur entstanden. Natur, wenn man so sagen will, vernichtet sich gegenseitig blindlings ohne Zögern, »wie Wasser, von Klippe zu Klippe geworfen, jählings ins Ungewisse hinab« (Friedrich Hölderlin). Oder Natur ist das »Große Fressen und Gefressenwerden« nach Arthur Schopenhauer. Um so mehr, wo die Natur das so schön kann, ist überflüssiges Zerstören freilich eine der größten Unsinnigkeiten im bloßen von Platon nachdrücklich verhöhten Verdoppeln der Natur, die höchstens in gewissen Kinder- und Jugendphasen zur Selbsterprobung sich verstehen lässt. Immerhin hat es schon eine Maisret-

tung gegeben, wie anno dazumal die Rettung des Weins vor der Reblaus durch Einkreuzen von kalifornischem Wein, indem man in Mexiko noch eine uralte Maistype fand, die Resistenz aufwies.

B | Schon in den gleichsam hygienisch-pragmatischen Aspekt hat sich mit dem Hinblick auf die Kulturnatur des Menschen, die es zu wahren gelte, ein ästhetisches Motiv eingemengt. Unvermeidlich, weil es nicht allein um ein rohes Überleben des Menschen, selbst wenn in strotzender Gesundheit statt strahlungsverseucht und gerade noch vital genug für das Zeugen einer nächsten Generation, gehen kann. Und das ästhetische Motiv mag die Forderung aufstellen, dass die Geschichte kein Verarmungs- und Verkürzungsprozess werden dürfe, sondern man müsse aus ihr einen Bereicherungsprozess machen so weit wie irgend möglich in einem qualitativen Sinn. Das sei auch gegen alle Vergessensprogrammatiken gesagt, die auf die verschiedensten Arten heute wieder umgehen trotz postmoderner Einsichten darein, dass die Zukunft nur aus einem Heraufbringen der Vergangenheiten sich zu füllen vermöchte. Zu allem anderen sei die menschliche Phantasie ungeeignet.

Gewiss zwar, in allem Erinnern steckt notwendiger Weise auch ein Faktor des produktiven Vergessens, wie Walter Benjamin in seinen Auseinandersetzungen mit Proust und Henri Bergson entdeckte. Erinnern zeigt sich eben wie das Aufstrahlen eines großen Scheinwerfers, wodurch das Umfeld des Beleuchteten um so unsichtiger wird, aber der Scheinwerfer vermag zu wandern und ist begleitet von den Vor- und Nachbildern des durch ihn sehend Gewordenen, ein Goethe-Thema in seiner Farbenlehre.

Das Ästhetische aber weist eine große Spannweite der ästhetischen Werte und ästhetischen Qualitäten auf. Es dreht sich nicht nur um das Schöne und dessen leichte Form des Idyllischen, gar nur Angenehmen. Gerade gegenüber der Natur ist das allerdings oft der Standpunkt, während man gegenüber seinem Erhabenen eher das Gefühl hat, es sei das Unästhetische oder Abschreckende der Natur, in leichter Form das Störende und Lästige. Zu beidem Gesagten Plastisches: In einer Tübinger Biologengruppe hatten wir einmal eine Zusammenkunft um ein großes Feuer herum in den verwildernden Obstgartenhängen auf der Südseite des Spitzbergs in der aufblühenden Abendsonne mit Blick auf die Tafelbergsilhouetten der

Schwäbischen Alb. Es kam einer unserer Assistenten dazu und brach in bewundernde Ausrufe für das Landschafts-environment aus, wie das doch romantisch wirke. Er setzte sich zum Feuerkreis dazu. Aber es hatte schon einen leichten Taufall gegeben, und so spürte er das Feuchtwerden seines Hosenbodens durch das blanke Gras, auf dem er saß. Er beklagte das mit dem Bedauern, das sei nun gar nicht mehr romantisch. Als ob nicht dieser Taufall zum ganzen Romantiksystem des Environments dazu gehört hätte und auch das Fühlen feuchtwerdender Hosenböden. In einem Merianheft über die Nordseeinsel Sylt fand ich einmal ein Interview zwischen Syltbegeistertem und prominentem Syltbesucher Marcel Reich-Ranicki. Es startete selbstverständlich mit der Frage, wie es denn dem Befragten nach ersten Eindrücken auf der Insel gefiele, die Frage war begierig auf Begeisterungsausbrüche. Reich-Ranicki aber antwortete: Nun ja, der Gang durch die weiten, kargen Dünensände vermittele einem den Eindruck, man bewege sich auf der Mondoberfläche. Und das möge einen ja im Gefühl stark erheben. Doch der Eindruck sei nicht jedermans Geschmack (B. S.: also auch wohl nicht seiner). Ästhetisches Abweisen also der Naturerhabenheit.

Wenn man aber Immanuel Kants Auseinandersetzungen über das Ästhetische liest in der »Kritik der Urteilskraft«, dann spürt man, wie er gespürt hat, das Schöne allein führe zu einer recht dürftigen Ästhetik der Harmonie, der Ausgewogenheit, der Entspanntheit zur Spannungslosigkeit eines variiert Immergleichen, zu einem Schlafmittel also recht eigentlich, was nach Kant viel brutaler Friedrich Schelling nun in einer historisierenden Prozess-Ästhetik ermittelte als die Tendenz des Schönen zu einem Mittag und Zenit der Langeweile, worin kein Baum mehr einen Schatten wirft. Kant nun hat alles Aufregende und Spannende und Provozierende des Ästhetischen in seinen Passagen über das Erhabene nachgetragen. In ihnen wird die Unausgewogenheit, das Offene und ahnend Versprechende des Ästhetischen gewagt, und es regt sich was.

Das Erhabene markiert allerdings nur den anderen Extrempol zum Schönen in einem Spannungsbogen vielfältiger verschiedener ästhetischer Qualitäten, sonst würde man nur in einem abstrakten Dualismus landen. Das Erhabene aber riskiert auch die stärksten, widersprüchlichsten, ja absurden Kombinatoriken. In der Eintönigkeit kommt es etwa nahezu mit der Langeweile-Tendenz des Schönen überein. Doch zeigt sich die Ein-



tönigkeit eben als alles andere denn als Ausgewogenheit der Harmonie, sie ist ungleichgewichtig, asymmetrisch, aus dem bestimmt Geformten ins Offene und daher ins unbegrenzt Leere hinüberhängend, ohne diese Leere in einem bestimmten Sinn zu sein. Sie ruft vielmehr durch verlaufende, auslaufende, auseinanderlaufende Bestimmtheiten das Gefühl für das offen Leere im Menschen hervor, und solches wirkt stärkst gegen Tendenzen zur Langeweile, außer man hätte sich selber eingebunden in ein verengtes ästhetisches Empfinden rund um das Schöne, wie Reich-Ranicki in Sachen Natur, indem er Kant und Schelling nicht mehr hat verstehen können oder wollen.

In manchem Typus des Erhabenen aber entstehen zur Frage eines Schutzes der Natur große Konflikte zwischen der ästhetischen und der ökologisch-hygienischen Motivation hierzu. Die weiten Hochmoorgebiete und die Marschen etwa im mitteleuropäischen Norden, sie bedürfen zum ästhetischen Eindruck ihrer Qualität des weiten, unverstellten Himmels über ihnen. Kleine Schutzgelände reichen dazu nicht aus, abgesehen davon, das naturgeschützte Handtuchfetzen von Hochmoor durch die Kultivierung drumherum austrocknen und kein Hochmoor mehr bilden, sondern eine Bentgrassteppe. Und nun kommt der ökologische Drang zur reversiblen Energiegewinnung

und besetzt die Landschaft mit Windrädern und Sonnenkollektoren gerade in solchen weit offenen Landschaften, weil sie windreich und lichtvoll sind, ohne viel Schattenanteile zu solchen Energieäußerungen. Als ob Windräder und Sonnenkollektoren nicht auch Industrieanlagen wären.

Allerdings in meiner Ansicht sind die heutigen Windräder in den Windparks von einer solchen mächtigen Eleganz, einschließlich der Akustik der Schwunggeräusche und Schwungtöne, dass sie die Erhabenheit weit-offener Landschaft nicht stören, eher sie akzentuieren. Aber über dem hängt das Problem des Geschmacks, über den sich bekanntlich nicht streiten lässt. Und dieses Problem hängt

über allen unseren Fragen. Ist es ein Verlust der friesischen Landschaft, das es dort durch perfektionierte Entwässerungstechniken den geradezu landschaftsmarkierenden Weißstorch nicht mehr gibt und in den austrocknenden Hochmoorresten nicht mehr das Birkhuhn? Im Elsass hat man das bemerkt, weil man lange Zeit dort den Weißstorch als Landschaftslogo gehandelt hatte. Und nun repratriert man ihn künstlich, das heißt durch Fütterung, um der Landschaft das Profil zu wahren.

Hiermit spreche ich schon den Hauptfaktor heutiger Chancen im Naturschutz an, wenn man über die Geschmacksdifferenzen hinaus sich einfach darauf einigen würde, so wenig wie möglich verlieren zu wollen, so wenig wie möglich zu drängen auf Zerstören. Was dem Auftrieb gibt, ist der Wirtschaftszweig der Touristik. Zwar ist auch der Tourismus ambivalent, aber zunächst will er einmal mit den Sinnen ins Andere, ins Fremde. Auch wenn der Tourist in seinem Wagnis hinein ins andere, ins Fremde soviel Unternehmensehalt verlangt, wie nur möglich, und zudem seine durch Gewohnheit eingelebte Borniertheit überall mit hin nimmt. Daran knüpften schon die ersten massentouristischen Unternehmen in den USA an, im Drang nach der Fremde trotzdem maximalen Halt haben zu wollen. Zum Werbespruch der Hiltonkette wurde dementsprechend schon in den zwanziger Jahren vorigen Jahrhunderts das Versprechen, sie, die Kette würde ihre Hotels so bauen und betreiben, dass es die Amerikaner überall in der Welt so hätten wie zuhause. Oder: Verkehrssprache in Mallorca und an spanischen Küsten auch für die Kellner Deutsch, bei Bratwurst, Bier und Sauerkraut. Oder da wurden die Campinganhänger und Wohnmobile in Erinnerung der Zigeunerwagen eingeführt für alle im Angebot, für Angehörige einer Gesellschaft, die sich den Tourismus zum Hauptvergnügen und der Haupterholung machte, Symbol des Aufbruchs in die Fremde und das Andere, aber immerhin hatte man schon seine Wohnunterkunft selber bei sich wie zuhause trotz Ferne. Und in der Ferne fand man die vertraut uniformierten Campingplätze und schließlich auch den vertrauten Menschentyp. Doch dabei beruhigte sich das Wohnanhängerwesen noch nicht, es stattete sich mit Jägerzäunen und transportablen Scharnirgärtchen aus, Kunstrasen, Kunststräucher. Und schließlich stieß man vor zum verankerbaren Wohnanhänger, er wandelte sich endgültig zurück in das Schrebergartenhäuschen, längstens stationär. Tourismus will

also gerade nur noch die postalischen Ortsangaben der Fremde, im übrigen aber nur die sattem bekannten Standards, außer den sportiven Kicks. Was sieht denn der Jogger, der mit der Leistungsfähigkeit des eigenen Leibs kämpft, von der durchlaufenen Landschaft. Nur die Strecke und die eigene Leistung, so auf dem Fitness-Parcour die Fitness für was? Für nichts. Für eine solche Standard- und Markenwelt des Tourismus werden aber große, weite Partien der Welt umgestaltet und umgewandelt. Alles Mögliche wird gleichsam Sporthalle und Sportstadion der lässigen Art.

Kein Wunder, dass man nach den Prozessen einer Standardisierung der Fremde nun die standardisierte Fremde nach Haus holt in riesige Isolierstationen. Die Skialpen in die Niederlande, ebenso tropischen Regenwald und Wüste, Venedig nach Las Vegas. Wobei man alles Lästige und Störende weglässt, etwa Venedigs Zuviel an Tauben, seine Kanalgerüche und sein aqua alta usw. Aber gerade hierin liegen Chancen für den Naturschutz. Konzentration dieser touristischen Vergnügungswelten und Einführung von oberflächlichen Randberührungen mit geschützter Natur dahinter in die muss-Standards der Touristik, indem diese Standards in ihrer realen Existenz weite unbewirtschaftete Naturpartien voraussetzen, die damit freilich mittelbar über die Touristik in die Bewirtschaftung einbezogen sind, eben als Wirtschaftsfaktor. Durch Maßnahmen in diese Richtung erfährt man plötzlich, dass in der Touristik von heute viel bloßes Möglichkeitserleben verlangt ist. Es gibt den Leuten etwas, wenn sie sich sicher sein dürfen, dass sie durch Gegenden spazieren, in denen noch der Braunbär verkehrt, wie mir ein Aufenthalt in den Abruzzen vermittelte. Oder an den Lagunen Frankreichs und Italiens freuen sich auf perfekten Aussichtstegen und Aussichtsplätzen die Touristen daran, dass hier in den Sperrgebieten noch seltene Vögel hausen wie Bekassine, Uferschnepfe, Moorente und so weiter, auch wenn sie diese nicht zu sehen bekommen, sondern nur die liebenswert prächtigen Möglichkeitsanlagen dazu. Während ich am deutschen Nationalpark Wattenmeer auf die Fundamentalisten stieß, die in Nationalpark nur Sperrung für jeden menschlichen Umgang mit dem Gesperrten sehen, statt damit zusammenhängende Attraktionen zu schaffen.

Dem Dialektischen aber muss es doch ganz heimelig sein bei Begriffen wie Wirtschaftsfaktor »Unbewirtschaftete

te Natur« oder Erleben bloßer Möglichkeiten! Freilich bleibt verwirrend, was es denn mit einer Natur auf sich habe, die unter Sperrschutz gestellt ist, abgezäunt, abgeschildert. Oder die aus komplizierten Techniken der Auswilderung wie Einbürgerung nur noch wieder hervorgehen kann. Oder rekonstruiert werden muss wie bei der Wiedervernässung norddeutscher Hochmoore. Was unterscheidet denn noch solche rekonstruierte Natur von den Simulationen der Regenurwälder in Isolierstationen?

Dazu kommt, weil ich hier ja von Kulturnatur sprach, dass nun auch bestimmte vom Menschen und seiner Kulturnatur hervorgebrachte Industriebrachen in die Schutzfragen einzubeziehen sind. Denn jenseits einer ästhetischen Ablehnung des Industriellen, die mir in Durchgängigkeit nie einleuchtete, sind durch Industriebrachen auch ohne die Patina alter Industriefanlagen ästhetische Charaktere entstanden, die zwar schwerlich von der Schönheit her zu fassen sind, aber bis ins Erhabene reichen. Und auch hier bieten sich Ansätze zu Attraktionsbildungen für Touristustypen von heute an. Der Landschaftspark Nord im Rahmen der IBA Emscher Park widmet sich schon der Abenteuer touristik mit den unterirdischen Seen, die durch den Bergbau entstanden sind.

Aber was kommt nun mit der wirtschaftlich und journalistisch so sciencefictional begleiteten und besungenen und besehten Gentechnik auf uns zu, eingeläutet vom Klonen? Schutz der verschiedensten gewordenen Typen von Kulturmenschen selber, nicht nur ihrer Lebensumfelder vor industrieller Menschenproduktion? Und neben industriell standardisierten Menschentypen existieren dann folkloristisch handwerkend, kunsthandwerkend gefertigte Menschen? Die dem Ökonomismus nur dadurch rechtfertigbar sind, dass sie sich zum Wirtschaftsfaktor für kulturellen Massentourismus managen lassen? Und wie steht es hierbei mit den Industriebrachen der Homunculus-Produktion und vor allem mit den Müllkippen der Fehl- und Ausschuss-Produktion dessen? Der Wissenschaftler ist noch längst nicht so weit, solche Sicht ernsthaft zu diskutieren. Sie ist nur etwas für philosophierenden Journalismus, etwa bei Peter Sloterdijk mit seinem »Menschenpark«.

Aber auch bis in solche Science-fiction-Sicht hinein gilt durchgängig ein ästhetischer Ekel vor der Durchnutzung von allem und jedem, wie sie die euroamerikanische Einsparungsökonomie (Georges Bataille) begleitet seit jeher. Mir geht die Angelegenheit des Abstoßenden von perfek-

tionierter Durchnutzung ästhetisch immer nachhaltig auf im Vergleich von nordalpin-mitteuropäischen Landschaften mit den vom Mittelmeer geprägten – Italien, Frankreich etwa. Im uralten Kultivierten der mediterranen Einflüsse findet man gleich neben höchst kultivierten Siedlungsräumen Wildnisse, die sich nicht etwa einer jahrhundertlang durchdauernden Naturschutzkontrolle verdanken, sondern einfach einem Liegenlassen, oder einem Ganzandersbewirtschaften in Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen. Neben Nîmes, Aix und Avignon, soviel länger hochkulturell besiedelt als etwa Hamburg und Bremen, findet man die Camargue. Wie sieht sie anders aus als die landwirtschaftlichen Hochnutzungsräume von Elbe-, Weser-, Schelde-, Rhein-Mündungen wie -Deltas. Oder 80 km von der ewigen Stadt Rom liegen ununterbrochen von Wölfen und Bären besiedelt gewesene Abruzzen ohne Wiedereinbürgerungsprogramme, außer für Rotwild als Wolfs- und Bärenfraß. Es scheint, als wenn mit der Völkerwanderung Neureichs hereingebrochen wären mit starkem Minderwertigkeitskomplex gegenüber Altreich-Natur, weshalb sie aus dumpfen Ängsten und Feigheiten an alles der Natur hätten Hand legen müssen, während die alt und lang Kultivierten diesen Minderwertigkeitskomplex nicht mehr gehabt hatten durch Kultur und darum Natur einfach unberührt neben sich bestehen lassen.

Alle meine Überlegungen, bisweilen kreiselnd und spiralisierend, münden in die Schlussfrage: Gibt es nicht ein ästhetisches Menschenrecht oder Menschenrecht auf ästhetisches Qualitätsfeld, das mit einem Recht auf auch sinnlich differenzierten Zugang zu historischem Bewusstsein zusammenläuft? Und zur Historie des Menschen gehört mindestens Natur auf allen ihren den Sinnen des Menschen verbundenen qualitativen Ebenen, ohne die sie, die Natur, das begrifflose Einsame wäre, wie Georg Wilhelm Friedrich Hegel von seinem Gott sagt. Wo doch mit dem »Glück (*happiness*)« eine ästhetische Kategorie in den Grund der amerikanischen Verfassung bei ihrem Entstehen eingeschrieben wurde, zum Grundmuster der Demokratie also eingeschrieben. Gegen den Allnutzungsdrang muss sich das Vermögen zu *Aufsichberuhenlassen* im Sinn der Stoa setzen. Soll man solches *Aufsichberuhenlassen* Schutz nennen und Geschützttheit? Klingen die Wörter des Schützens nicht zu militaristisch und zu technoid? Also kleinlich statt großzügig? So kleinlich wie der strapazierte Nutzungsgedanke?



Zugangsregelung und Vorteilsausgleich

Neue Wege im Naturschutz

Prof. Dr. Manfred Niekisch | Universität Greifswald

Biodiversität und ihre Bedrohung: Der Stand der

Kenntnis | Spätestens der »World Summit on Sustainable Development«, der im August 2002 in Johannesburg stattfand, machte es weltweit öffentlich: Die Ziele, welche sich die Regierungen 1992 bei der United Nations Conference on Environment and Development (UNCED) in Rio de Janeiro gesetzt hatten, sind bei weitem nicht erreicht. Die angestrebte Trendwende fand nicht statt. Trotz aller Bemühungen und internationaler Vereinbarungen nahm die Entwaldungsrate in den Tropen weiter zu, die Emissionen klimarelevanter Treibhausgase steigen weiter, die anthropogene Klimaerwärmung manifestiert sich immer deutlicher und die Bedrohung der biologischen Vielfalt ist dramatischer als je zuvor. Bei »Biodiversität« geht es um mehr als »nur« die Anzahl der Tier- und Pflanzenarten auf der Erde.

Der Begriff der »biologischen Vielfalt« oder kurz »Biodiversität«, der sich in den letzten zehn Jahren zu einem Schlüsselterminus in Naturschutz und Entwicklungszusammenarbeit entwickelt hat, umfasst drei Ebenen:

- Die Vielfalt innerhalb einer Art (intraspezifische Diversität), z. B. Unterarten, Varietäten und genetische Unterschiede zwischen den Individuen einer Art,
- die Vielfalt zwischen den Arten (interspezifische Diversität), sowie
- die Diversität auf Ebene der Ökosysteme mit ihren Veränderungen in Raum und Zeit.

Das moderne Verständnis von Biodiversität bezieht also Prozesse, Beziehungsgefüge und Stoffkreisläufe und damit auch die zeitliche Dimension ein. Die Bedrohung der Biodiversität erweist sich damit als deutlich mehr als das Aussterben einzelner Arten. Sie ist die Bedrohung der Vielfalt des Lebens, der Basis für Evolution, der Lebensgrundlagen des Menschen. Artenzahlen sind jedoch ein anschaulicher und tauglicher Indikator für den Zustand der Biodiversität.

Unser Wissen über die globale Biodiversität ist – trotz aller Fortschritte – äußerst gering. So wurden zwar in den letzten zehn Jahren allein über 1000 Reptilienarten neu entdeckt, doch sind wir immer noch weit davon entfernt, wenigstens eine ungefähre Vorstellung von der Anzahl der auf der Erde lebenden Tier- und Pflanzenarten zu erhalten. Wissenschaftlich beschrieben sind derzeit etwa 1,8 Millionen Arten. Schätzungen der Zahl tatsächlich existierender Arten reichen aber bis 100 Millionen. Wenn man einen allgemein als realistisch akzeptierten Schätzwert von 20



In der Vermarktung von geflochtenen Wedeln der Jatata-Palme (*Geonoma deversa*) als Dachbedeckung haben die Tzimasen-Indianer im Tiefland Boliviens einen einträglichen und exklusiven Wirtschaftszweig, der den Kriterien der Nachhaltigkeit genügt.

Millionen Arten zugrunde legt, bedeutet dies noch immer, dass uns erst ein Bruchteil bekannt ist. Innerhalb von nur zwei Jahren wurden in den letzten Resten noch intakter Naturwälder Vietnams drei für die Wissenschaft neue Arten großer Säugetiere entdeckt. Dies wirft ein bezeichnendes Licht auf unsere Kenntnisse über die Diversität in tropischen Wäldern und lässt erahnen, dass bei den ungleich schwerer zu erfassenden Kleintieren und Pflanzen noch viel mehr Überraschungen zu erwarten sind. Allerdings waren der dortigen lokalen Bevölkerung die »Neuentdeckungen« Riesemuntjak (*Megamuntiacus vuquangensis*), Zwergmuntjak (*Muntiacus truongsonensis*) und Saola (*Pseudoryx nghetinhensis*) selbstverständlich bekannt und seit jeher auch Bestandteil der Fleischversorgung. Hier deutet sich bereits an, dass lokale Bewohner und vor allem indigene Gruppen zahlreiche Kenntnisse über Biodiversität haben, die wissenschaftlich nicht erfasst sind.

Dass die Kenntnisse traditioneller Gemeinschaften bezüglich Heil- und Nahrungspflanzen auch hohes wirtschaftliches Potential haben, steht inzwischen unzweifelhaft fest und ist Triebfeder internationaler Auseinandersetzungen (vor allem zwischen Entwicklungsländern und Industrienationen) um geistiges Eigentum und intellektuelle Besitzrechte.¹

Noch weniger Informationen als über den Weltbestand an Arten stehen über die jeweilige Bestandssituation zur Verfügung, das heißt über Häufigkeit bzw. Bedrohung der

| | Bekannt (ca.) | Bedroht | Ausgerottet | Nur in Gefangenschaft überlebend |
|------------|---------------|---------|-------------|----------------------------------|
| Säugetiere | 4.330 | 1.096 | 86 | 3 |
| Vögel | 9.670 | 1.107 | 104 | 4 |
| Reptilien | 6.550 | 253 | | 1 |
| Amphibien | 4.000 | 124 | 5 | 0 |
| Fische | 22.000 | 734 | 81 | 11 |
| Wirbellose | 1,2 Mio. | 1.891 | 315 | 11 |

Tabelle: Zahlen wissenschaftlich beschriebener (»bekannter«), nachweislich bedrohter und innerhalb der letzten 400 Jahre ausgerotteter Tierarten (aus Niekisch 2000)

einzelnen »bekannten« Arten (siehe Tabelle). So verwundert es nicht, dass auch die Angaben zum Artensterben von großen Ungenauigkeiten geprägt sind und je nach verwendeter Datengrundlage und Berechnungsmethode stark schwanken. Ein Vergleich der dazu veröffentlichten Literatur ergibt, dass die Angaben zur Zahl derzeit aussterbender Arten zwischen 3 und 130 Arten pro Tag (!) schwanken.

Allerdings sind Spekulationen um tatsächliche globale Artenzahlen und um die Anzahl pro Tag oder Jahr aussterbender Tier- und Pflanzenarten nicht notwendig zur Begründung der Notwendigkeit des Schutzes der Biodiversität. Viel wesentlicher ist die Erkenntnis, dass der derzeitige Artenschwund unnatürlich hoch ist und dass er vom Menschen verursacht ist. Dies lässt sich unter anderem anhand der Bestandstrends bei bekannten Arten und gut untersuchten Tiergruppen nachweisen. Besonders geeignet sind hier die Vögel: Ihre Artenzahl ist ziemlich vollständig erfasst, sie sind weltweit verbreitet und es gibt zahlreiche historische und moderne Beobachtungen über Bestandsentwicklungen. Unter natürlichen Bedingungen würde das Aussterben der Hälfte aller heute existierenden Vogelarten einen Zeitraum von etwa 500.000 Jahren beanspruchen. Bei Anhalten der gegenwärtigen Trends wäre es dagegen schon in 800 bis 2800 Jahren zu erwarten², also mindestens 178, vielleicht sogar 625 mal schneller als »normal«. Bei den Gefäßpflanzen sind weltweit 34.000 Arten, das entspricht 12,5 %, nachweislich bedroht.³

Den staatlichen und privaten Institutionen des Umwelt-, Natur- und Ressourcenschutzes wie auch denen der internationalen Entwicklungszusammenarbeit ist es mit den herkömmlichen Strategien und Instrumenten bisher nicht gelungen, diese negativen Entwicklungen aufzuhalten oder gar umzukehren, wengleich sicher noch Schlimme-

res zumindest teilweise verhindert werden konnte. An der generellen Situation konnte auch die 1992 geschlossene Konvention über biologische Vielfalt⁴ bisher kaum etwas ändern, doch bietet sie gerade für den auf die Erhaltung der natürlichen Biodiversität zielenden Naturschutz großes Potenzial.

»Zugangsregelungen und Vorteilsausgleich« im Rahmen der Biodiversitäts-Konvention | Die Konvention über biologische Vielfalt verfolgt drei Ziele, nämlich den Schutz der biologischen Diversität, die nachhaltige Nutzung ihrer Bestandteile und den »gerechten Vorteilsausgleich bei der Nutzung genetischer Ressourcen, einschließlich des angemessenen Zugangs zu genetischen Ressourcen und des angemessenen Transfers von Technologie«. »Access« (Zugang) und »Benefit Sharing« (Vorteilsausgleich) sind also in der CBD auf Ebene der Ziele erwähnt und damit hoch aufgehängt. Sie finden aber erst seit wenigen Jahren eine stärkere offizielle Beachtung. Diese begann 1999 mit der Einrichtung einer Experten-Gruppe (Panel of Experts) durch die vierte Konferenz der Vertragsstaaten (COP) von CBD in Bratislava. Im Mai 2000 wurde durch die fünfte COP die Weiterführung der Arbeit des Panels beschlossen und eine »Ad hoc Open Ended Working Group on Access to Genetic Resources and Benefit Sharing« eingerichtet. Bereichert durch Impulse und Vorarbeiten des gemeinsam vom Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ), der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) und der Weltnaturschutzunion IUCN im Oktober 2001 in Bonn ausgerichteten »Global Biodiversity Forum«, erarbeitete diese Arbeitsgruppe Richtlinien für Zugang und

gerechten Vorteilsausgleich, die im April 2002 von der sechsten Vertragsstaatenkonferenz in Den Haag angenommen wurden. Mit diesen »Bonn Guidelines« liegt zwar endlich ein internationales Regelwerk vor, mit dem die komplexe und von umständlichen Formulierungen geprägte Materie auf der konkreten Ebene der Umsetzung aufbereitet wird. Allerdings sind diese Richtlinien ausdrücklich als unverbindlich deklariert. Schon vorher gab es freiwillige Initiativen beispielsweise Botanischer Gärten und anderer Forschungseinrichtungen zur Erarbeitung und Umsetzung von »Principles on Access to Genetic Resources and Benefit Sharing«⁵. Das Fehlen rechtsverbindlicher internationaler Regelungen kann dadurch aber nur teilweise kompensiert werden.

Für »Access and fair and equitable sharing of benefits« hat sich international die Abkürzung »ABS« eingebürgert.

In der Konvention selbst finden Zugang und Vorteilsausgleich Erwähnung an mehreren Stellen, insbesondere in den Artikeln 8j und 15. Artikel 8j verpflichtet die Vertragsstaaten »Wissen, Innovationen und Praktiken indigener und lokaler Gemeinschaften mit traditioneller Lebensweise, welche für den Schutz und die nachhaltige Nutzung von Biodiversität relevant sind, zu respektieren, zu schützen und zu bewahren sowie die erweiterte Anwendung mit vorheriger Genehmigung durch und Beteiligung von den Trägern dieses Wissens, dieser Innovationen und Praktiken zu fördern und den gerechten Vorteilsausgleich aus der Nutzung dieses Wissens, dieser Innovationen und Praktiken zu unterstützen«.

Der zweite in diesem Kontext wichtige Artikel 15 ist mit »Zugang zu genetischen Ressourcen« überschrieben. Er besteht aus sieben Punkten. In diesen wird zunächst betont, dass der Erlass von Zugangsregelungen das souveräne Recht von Staaten ist, solche Regelungen von nationalen Regierungen zu treffen sind und nationaler Gesetzgebung unterliegen. Weiterhin sollen Vertragspartner den Zugang zu genetischen Ressourcen für umweltverträgliche Nutzungsformen erleichtern und keine Restriktionen erlassen, welchen den Zielen der Konvention zuwiderlaufen.

Der Zugang solle nur unter zwischen den Vertragsparteien abgestimmten Bedingungen erfolgen, wobei der »prior informed consent« (PIC), also die vorherige, auf der Basis ausreichender Information gegebene Zustimmung der Vertragspartei, welche die Ressourcen zur Verfügung stellt, als Bedingung ebenso ausdrücklich erwähnt ist wie

»MAT« – »mutually agreed terms« – also die wechselseitig vereinbarten Bedingungen zwischen den Vertragsparteien. Fair und gerecht sollen die Ergebnisse der Forschung und Entwicklung wie auch die Erträge, welche sich aus der kommerziellen und anderen Nutzung der genetischen Ressourcen ergeben, unter den Vertragsparteien geteilt werden.

Die Notwendigkeit, solche Grundsätze überhaupt in eine Konvention zu fassen, mehr noch aber der erhebliche Widerstand, welche einige Industrienationen, allen voran die Vereinigten Staaten von Amerika, einschlägigen Regelungen (oder auch nur den Absichten dazu) entgegensetzen, zeigen, dass hier bisher sehr vieles im Argen lag und liegt und Zugang und Vorteilsausgleich politische wie wirtschaftliche Brisanz enthalten. Die USA haben für ihre eigenen Nationalparks sogar durchaus konstruktive Lösungen für Regelungen von Zugang und Vorteilsausgleich gefunden, lehnen diese aber international ab.

Hier stehen Innen- und Außenpolitik im krassen Widerspruch; die starken Eigeninteressen der USA zu Ungunsten der Länder des Südens werden hier besonders auffällig.

Maßnahmen gegen Biopiraterie | Die Diskussion über den Themenkomplex ABS entstand und entwickelte sich vor dem Hintergrund dessen, was längst nicht mehr nur in Entwicklungsländern als »Biopiraterie« empfunden und bezeichnet wird⁶. Ohne Genehmigung oder allenfalls mit einer Forschungserlaubnis sammelten wissenschaftliche Einrichtungen und kommerzielle Unternehmen genetisches Material – überwiegend Pflanzen, vor allem in den reichhaltigen Tropen – auf der Suche nach neuen Arten oder neuen Wirkstoffen. Rohmaterial für Pharmazie, Medizin, Kosmetik und andere Wirtschaftsbereiche. Dies ging und geht deswegen vor allem und fast ausschließlich zu Lasten der Entwicklungsländer des Südens, weil diese über den bei weitem größten Anteil an der globalen Biodiversität verfügen, Forschung und kommerzielle Nutzung, besonders die Gewinnabschöpfung, aber fast ausschließlich in den Industrieländern erfolgen. Schätzungsweise kommen mehr als 80% aller Arten in den Entwicklungsländern vor⁷, und spätestens mit Inkrafttreten der Biodiversitäts-Konvention ist international festgeschrieben, dass auch diese Staaten das Recht haben, über ihre genetischen Ressourcen und deren Nutzung souverän zu bestimmen.



Die marine Biodiversität ist noch weit weniger bekannt als die terrestrische Artenvielfalt. Viele Nutzfischarten sind bereits vom Aussterben bedroht. Industrielle Überfischung schädigt auch die lokale Ökonomie artesischer Fischerei, so wie hier in Zentral-Vietnam.

Der Transfer von Wissen, Technologie, finanziellem und immateriellem Gewinn von Nord nach Süd, zurück in die Ursprungsländer der genetischen Ressourcen, hat nennenswerte Dimensionen bis heute nicht erreicht.

In den wenigen Fällen, in denen Entwicklungsländer über unilaterale gesetzliche Regelungen zur Ausfuhr von Naturressourcen verfügen, waren und sind diese lückenhaft und/oder es kann ihre Einhaltung nicht ausreichend überwacht werden. In der Regel beschränken sich Verbote auf das Sammeln in Schutzgebieten oder auf die Ausfuhr bedrohter Arten, hier vor allem im Zusammenhang mit dem Washingtoner Artenschutzübereinkommen. Gerade der Handel mit den wirtschaftlich besonders interessanten Heilpflanzen wird davon bisher aber nur in wenigen Einzelfällen erfasst.

Wie alarmiert biodiversitätsreiche Länder des Südens hinsichtlich des Missbrauches ihrer genetischen Ressourcen inzwischen sind, zeigt sich unter anderem beim Washingtoner Artenschutzübereinkommen (WA). Dieses stellt lebende und tote Exemplare von wildlebenden Tier- und Pflanzenarten, Teile davon und Erzeugnisse daraus unter Schutz, also beispielsweise nicht nur lebende Papageien, sondern auch deren Eier und Federn. Seit neuestem gibt es Stimmen, die fordern, hier auch Exkremente von WA-Arten mit zu schützen, da sich aus diesen genetisches Material isolieren lässt. Dies mag überzogen erscheinen, ist aber Ausdruck der aufgrund der bisherigen



In indigenen Gemeinschaften sind Frauen in besonderem Maße Trägerinnen tradierten Wissens zur angepassten Ressourcennutzung.

Erfahrungen stetig wachsenden Besorgnis der Entwicklungsländer über unberechtigten Zugriff und Verwertung ihrer Ressourcen.

Umstrittener Schutz geistiger Eigentumsrechte |

Mit der Konvention über biologische Vielfalt und den »Bonn Guidelines on Access and Benefit Sharing« wird also der Versuch unternommen, hier zu mehr Fairness zu kommen und Mechanismen zu entwickeln, mit denen die Herkunftsländer ihre Ansprüche international geltend machen können.

Allerdings ist ein Problem noch weitgehend ungelöst, nämlich das der geistigen Eigentumsrechte.⁸ In der Regel erfolgt die Suche nach neuen Wirkstoffen nicht ungezielt, sondern baut auf Nutzungen auf, welche lokale bzw. indigene Gemeinschaften bereits praktizieren. Oft sind es auch Individuen, die in der Verknüpfung von Religion und Medizin – als Schamanen, »Medizinmänner« – die exklusiven Träger des Wissens sind. Dabei handelt es sich mitunter um äußerst komplexe Kenntnisse. Es reicht eben zum Beispiel nicht aus zu wissen, welche Pflanze gegen welche Krankheit wirkt. Vielmehr kann Wirksamkeit oft erst erreicht werden, wenn bekannt ist, welches Teil welcher Pflanze zu welcher Jahreszeit gesammelt und wie zubereitet werden muss, um in welcher Verabreichungsform und -menge wogegen zu helfen. Der Schutz dieses Wissens, das Recht

am geistigen Eigentum, ist international und national ein noch immer praktisch rechtsfreier Raum. Erschwerend kommt hinzu, dass es zwischen den einschlägigen Regelungen der CBD und dem innerhalb der Welthandelsorganisation WTO bestehenden Abkommen über handelsbezogene Aspekte intellektueller Besitzrechte TRIPS (Trade Related Aspects of Intellectual Property Rights) erhebliche Widersprüche gibt.⁹ Auch die World Intellectual Property Organisation (WIPO), welcher bereits die Verwaltung von über 20 internationalen Verträgen zum Schutz des geistigen Eigentums obliegt, kann mit ihrem Instrumentarium (Patente, Sortenschutz, Copyrights etc.) bisher hier keine Hilfe anbieten und diskutiert noch immer – ohne erkennbares Ergebnis – die Möglichkeiten der Entwicklung spezieller Schutzrechtsinstrumente (»sui generis«) zur Umsetzung der Ziele der Biodiversitäts-Konvention.

Defizite in Konzept und Umsetzung der ABS-Regelungen | Es mag am internationalen Charakter der CBD und damit in der Natur der Sache liegen, doch reduzieren sich im Rahmen der Biodiversitäts-Konvention die Überlegungen und Lösungsansätze bezüglich Zugang und Vorteilsausgleich auf kommerzielle und internationale Aspekte. Genderfragen, der kulturelle Bereich, nationale und subnationale Fragen werden ausgeblendet. Dies kann aber nicht befriedigen, denn:

- in vielen Fällen sammeln, verarbeiten und vermarkten Frauen die genetischen Ressourcen, die Entscheidung über die Verwendung der monetären Erträge daraus liegt aber in der Hand des (männlichen) Familienoberhauptes,
 - lokale Bevölkerung und ethnische Minderheiten werden häufig benachteiligt zugunsten »nationaler Interessen« und haben nicht die Möglichkeit, über die Verwendung lokaler Ressourcen mitzubestimmen, geschweige denn diese verantwortlich zu bewirtschaften,
 - finanzielle Kompensation tritt nicht selten an die Stelle von Partizipation. Indigene Bewohner werden »ausbezahlt«, um auf angestammte Rechte zu verzichten. Dies ist dann besonders problematisch, wenn kulturelle Güter (wie heilige Wälder, Rituale) dabei aufgegeben werden und so verloren zu gehen drohen.¹⁰
- Als ein erster richtungweisender Schritt für die nationale Ebene ist die Empfehlung des »Panel of Experts on

Access and Benefit Sharing« zu werten, dass bei nationalen Regelungen zu PIC alle relevanten Akteure von den lokalen Gemeinschaften bis zur Regierungsebene mit dem Ziel der »Einfachheit und Klarheit« einbezogen werden sollen.¹¹

Naturschutz vor neuen Aufgaben | Diese Unzulänglichkeiten können und dürfen aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich im Rahmen des Themenkomplexes ABS wesentliche neue Perspektiven für den Naturschutz eröffnen.

Dieser hat sich ohnehin längst aus der Fokussierung auf bedrohte Arten und ungestörte Lebensräume gelöst und erkannt, dass auch das – erfreulicherweise inzwischen erreichte – Ziel von 10% der Erdoberfläche als Schutzgebiete nicht ausreicht, die globale Biodiversität zu schützen, sondern dass Naturschutzmaßnahmen zu einem erheblichen Teil auf den »restlichen« 90% notwendig sind, dort wo konsumtive Nutzungsformen Realität und Notwendigkeit sind. Dies gilt gerade für Regionen mit sehr hoher Biodiversität bzw. für noch großräumig erhaltene Naturlandschaften, also überwiegend für Entwicklungsländer. Genau deren legitime Ansprüche hinsichtlich der internationalen, kommerziellen Nutzung von tradiertem Wissen und Naturressourcen zu sichern, ist ein Anliegen der CBD. Dabei sind natürlich international verbindliche Regelungen zum Zugang und zur gerechten Aufteilung der finanziellen Gewinne die Kernstücke. Im Einzelnen bietet die Umsetzung von ABS-Regelungen im Wortlaut und im Geist der Biodiversitäts-Konvention folgende neuen Perspektiven und Potenziale für den Naturschutz:

- Es entstehen mit dem Vorteilsausgleich neue Einnahmequellen, aus denen auch Naturschutzmaßnahmen finanziert werden können. Dies gilt vor allem für Entwicklungsländer mit ihrer hohen Biodiversität, schließt aber die Industrieländer keineswegs aus und kann sich durchaus auch für diese zu einem interessanten Finanzierungsmechanismus entwickeln.
- Herkunftsländer erhalten verbesserte Möglichkeiten, die Verantwortung für ihre natürlichen Ressourcen tatsächlich wahrzunehmen, können somit auch Zugriff begrenzen und die Ressourcen schonende Managementsysteme einführen und aufrecht erhalten.
- Das »biologische Inventar« naturnaher oder natürlicher Räume wird auch im Herkunftsland in Wert gesetzt,

woraus sich Anreize zu dauerhafter Nutzung und damit (im besten Fall) für nachhaltiges Management ergeben.

- Traditionelles Wissen wird in Wert gesetzt, schafft damit mehr Selbstbewusstsein bei dessen Trägern und wirkt so festigend auf die Kultur, was bei naturnah lebenden Gemeinschaften direkt naturerhaltende Effekte haben kann.
- Verbesserte Kontrolle, Transparenz und Wissenstransfer führen, zumal in Verbindung mit dem »Clearing House Mechanismus« der CBD, zu vermehrtem Wissen über nachhaltige Nutzungsformen und zu verbesserter Umsetzung.

Das Ausschöpfen vor allem der finanziellen Potenziale für den Naturschutz steht selbstredend unter dem Vorbehalt des verantwortlichen, die Ressourcen erhaltenden Handelns der Akteure. Die Gefahr, dass privilegierte oder elitäre Kreise sich bereichern durch Raubbau an Naturgütern und zu Lasten der Gemeinschaft, ist vielfältig manifest geworden, zum Beispiel in der Geschichte des Handels mit Tropenholz und lebenden Tieren sowie in landwirtschaftlichen Großprojekten. Dieses Risiko wird durch die neuen Regelungen nur verringert, nicht beseitigt. Das Verhältnis zwischen Industrie- und Entwicklungsländern kann auf den jetzt bestehenden Grundlagen jedenfalls neue, stärker partnerschaftlich ausgerichtete Qualitäten erreichen.

Megadiversität als einendes Merkmal | Im Februar 2002 hat sich eine neue Allianz aus anfänglich einem Dutzend Entwicklungs- oder Schwellenländern des Südens gebildet, welche im Schutz der biologischen Vielfalt völlig neue, starke Impulse setzen kann und will. Diese und weitere hinzugekommene Staaten verbindet die Tatsache, besonders reich an Biodiversität zu sein und der Wunsch, ihre Interessen gegenüber den Industrienationen vereint durchzusetzen. Zu diesen »likeminded megadiversity countries«, gehören unter anderem Bolivien, Brasilien, China, Indonesien, Kolumbien und Peru.

Diese auf Biodiversität begründete Blockbildung kann, wenn sie denn Bestand hat, durch wirtschaftlichen und politischen Druck die Überzeugungskraft entwickeln, auch solche (Industrie-)Länder zur Umsetzung der ABS-Regelungen zu bewegen, die sich hier bisher wenig glaubwürdig oder gar ablehnend verhielten. Inzwischen werden die Themen nicht mehr nur auf Ebene der Umweltminister, von denen die Initiative ausging, behandelt, sondern auf



Forstliche Monokulturen, so wie diese Teakholz-Plantage in Ghana, dienen der industriellen Holzproduktion, sind aber kein Ersatz für naturnahe Wälder. Nachhaltige Naturwaldbewirtschaftung offeriert dagegen ein wesentlich breiteres Spektrum an nutzbaren Produkten, ermöglicht die Existenz auch traditionell lebender Gemeinschaften und schont natürliche Stoffkreisläufe.

der Ebene der Regierungsspitzen. Zum Beispiel wurde bzw. wird die Forderung nach einem internationalen Regime zur Förderung und Sicherung des gerechten Vorteilsausgleichs von den Megadiversitäts-Ländern inzwischen nicht nur in der CBD eingefordert, sondern unter anderem auch im Rahmen der World Trade Organisation (WTO) beim TRIPS-Council, in der WIPO sowie im Implementierungsplan beim Weltgipfel über nachhaltige Entwicklung (WSSD) in Johannesburg.

Für einen wirklichen Durchbruch zu mehr Fairness der Industrieländer den Entwicklungsländern gegenüber, wie sie mit globalen Regelungen über Zugang und gerechten Vorteilsausgleich manifest würde, sind die Auflösung



Obwohl noch ein Kind, weiß dieses guatemaltekische Mädchen sehr genau um die Bedeutung der Vielfalt von Maissorten. Die unterschiedlichen Verwendungsarten und Resistenzen sind Garantie für die Sicherung der Versorgung mit diesem Grundnahrungsmittel.

der eklatanten Widersprüche zwischen der World Trade Organisation (WTO) und dem TRIPS-Abkommen einerseits und der Biodiversitäts-Konvention andererseits, sowie die Lösung von weiteren offenen Fragen wie Rechtsverfolgung bei Verstößen und Patentierung unverzichtbar. Dazu sind ressortübergreifende Strategien auf höchster Regierungsebene notwendig. Es wird weiterhin deutlich, dass

sich für Nichtregierungsorganisationen aus den Bereichen Umwelt- und Naturschutz, Entwicklungspolitik und Menschenrechte neue Aufgaben stellen.

Die Chancen für den Naturschutz, welche sich aus den ABS-Regelungen ergeben, erweitern sich über den Schutz von naturnahen Lebensräumen und die ressourcenangepasste, naturverträgliche Nutzung der Biodiversität hinaus zur Perspektive eines gesamtpolitischen Beitrages für eine global gerechtere Verteilung von Wissen, Technologie und wirtschaftlichen Vorteilen zwischen Entwicklungsländern und Industrienationen.

Scheitern der WTO-Verhandlungen – ein Fanal |

Das Scheitern der WTO-Verhandlungsrunde in Cancún / Mexiko im September 2003 zeigte allerdings ein weiteres Mal, dass die Interessen der Industrieländer und der Entwicklungsländer sehr weit voneinander entfernt sind und eine Annäherung nicht in Sicht ist. Dass es zu diesem Scheitern kam, macht aber auch deutlich, dass die an Biodiversität und naturnahen Ökosystemen meist reichen »armen Länder des Südens« tatsächlich ihre gemeinsamen Interessen gemeinschaftlich durchzusetzen beginnen. Interessanterweise decken sich viele von deren Forderungen aus der »Entwicklungsrunde«, wie etwa die nach Wissenstransfer, Abbau von Subventionen und Zollbarrieren seitens der Industrienationen und nach gerechten Regelungen über Zugangs- und Vorteilsausgleich, mit den Forderungen, die international tätige Naturschutzorganisationen erheben.

Der globale Schutz der natürlichen Biodiversität in all ihren Erscheinungsformen ist die große Herausforderung für staatliche wie auch private Träger und Akteure des internationalen Naturschutzes und legt Grundlagen für eine neue, dringend gebotene globale Entwicklungspolitik, welche endlich die Erhaltung der Funktionsfähigkeit von natürlichen Ökosystemen mit ihrer Biodiversität zur Maxime ihres Handels macht.

Literatur

- Correa, C.: *Intellectual Property Rights, the WTO and Developing Countries.* – Third World Network, Penang 2002
- Crosby, M., A. Stattersfield, N. Collar & C. Bibby: *Predicting avian extinction rates.* In: *Biodiversity Letters* 2, S. 182–185, 1994
- De Beer, J. & M. McDermott (Hrsg.): *The Economic Value of Non-Timber Forest Products in Southeast Asia,* Amsterdam 1996
- Drews, A. & A. Seiler: *Zugang zu genetischen Ressourcen und Vorteilsausgleich. Offene Fragen und Empfehlungen zur Entwicklung von internationalen Richtlinien.* – GTZ, S. 18, Eschborn 2001
- Forum Umwelt und Entwicklung: *CBD und TRIPS: Das Dilemma.* – Themenheft: *Der Konflikt zwischen handelsbezogenen Rechten geistigen Eigentums und dem Übereinkommen über die biologische Vielfalt,* S. 13–15, Bonn 1999
- Halladay, P. & D. Gilmour (Hrsg.): *Conserving Biodiversity outside Protected Areas. The role of traditional agro-ecosystems,* Gland und Cambridge 1995
- Inter-Commission Task Force on Indigenous Peoples (Hrsg.): *Indigenous Conservation in the Modern World. Case Studies in Resource Exploitation, Traditional Practice and Sustainable Development,* IUCN (Draft, o.O.) 1994
- Khor, M.: *Intellectual Property, Biodiversity and Sustainable Development.* – Third World Network, S. 122, Penang 2002
- Klingenstein, F.: *Umsetzung des Übereinkommens über die Biologische Vielfalt durch Botanische Gärten im Bereich Zugang zu genetischen Ressourcen und gerechter Vorteilsausgleich,* Treffpunkt Biologische Vielfalt II (BfN), S. 41–46, Bonn 2002
- Niekisch, M.: *Internationaler Naturschutz.* In: Buchwald, K. & W. Engelhardt (Hrsg.): *Umweltschutz – Grundlagen und Praxis,* Band 8: *Arten-, Biotop- und Landschaftsschutz,* S. 309–349, Economica Verlag, Bonn 2000
- Posey, D. A.: *Traditional Resource Rights. International Instruments for Protection and Compensation for Indigenous Peoples and Local Communities,* Gland 1996
- Swanson, T. (Hrsg.): *Intellectual property rights and biodiversity conservation: an interdisciplinary analysis of the values of medicinal plants,* Cambridge 1995
- Ten Kate, K. & S.A. Laird: *The commercial use of biodiversity. Access to genetic resources and benefit-sharing,* Earthscan, London 1999
- Walter, K.S. & H.J. Gillet: *1997 IUCN Red List of Threatened Plants. Compiled by the World Conservation Monitoring Centre,* Gland und Cambridge 1998
- World Conservation Monitoring Centre: *Global Biodiversity: Status of the Earth's Living Resources,* London 1992
- Wynberg, R.: *Trends in ABS policies: Problems and prospects.* – Proceedings South-South Biopiracy Summit 2001, South East Asia Regional Institute for Community Education, S. 15–19, Quezon City 2001



Religiöse Tabus, so wie hier in Neuguinea, dienten früher weitverbreitet als »Zugangsbeschränkungen« zum Schutze ökologisch sensibler Gebiete, etwa Quellen. Christianisierung führt global zum zunehmenden Wegfall dieser »Barrieren« und in der Folge häufig zu massiven ökologischen Schädwirkungen.

Anmerkungen

- 1 vgl. u.a. De Beer & McDermott 1996, Forum Umwelt und Entwicklung 1999, Halladay & Gilmour 1995, Inter-Commission Task Force on Indigenous Peoples 1994, Posey 1996, Swanson 1995, Ten Kate & Laird 1999
- 2 Crosby et al. 1994
- 3 Walter & Gillet 1998
- 4 Convention on Biological Diversity, CBD
- 5 Klingenstein 2002
- 6 vgl. u.a. Khor 2002, Wynberg 2001
- 7 World Conservation Monitoring Centre 1992
- 8 Intellectual Property Rights, IPR
- 9 vgl. Correa 2000, Forum Umwelt und Entwicklung 1999
- 10 Häufig wird von Indigenen im Gegenzug die Vergabe von Rechten und Landtiteln gefordert.
- 11 Drews & Seiler 2001

Informationen über die Autoren

Dr. Nils Franke ist Archivleiter der Stiftung Archiv, Forum und Museum zur Geschichte des Naturschutzes in Deutschland. Sein wissenschaftliches Fachgebiet ist die Technik-, Kommunikations- und Geistesgeschichte.

Anschrift:
Stiftung Naturschutzgeschichte
Drachenfelsstraße 118 | 53639 Königswinter
franke@naturschutzgeschichte.de
www.naturschutzgeschichte.de

Dr. Stefan Körner ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Ökologie der Technischen Universität Berlin und Lehrbeauftragter am dortigen Institut für Landschafts- und Umweltplanung. Sein Arbeitsschwerpunkt liegt im Bereich der ideengeschichtlichen Rekonstruktion von Naturschutzideen und den sozio-kulturellen Begründungen von Naturschutz und Landschaftsgestaltung.

Anschrift:
TU Berlin | Institut für Ökologie | Fachgebiet Ökosystemkunde
Rothenburgstraße 12 | 12165 Berlin
stefan.koerner@tu-berlin.de
www.tu-berlin.de/~oekosys/koerner.htm

Prof. Dr. Hansjörg Küster ist Professor für Pflanzenökologie am Institut für Geobotanik der Universität Hannover. Seine Arbeitsgebiete sind Grundlagen der Ökologie, Vegetations- und Landschaftsgeschichte.

Anschrift:
Universität Hannover | Institut für Geobotanik
Nienburger Straße 17 | 30167 Hannover
kuester@geobotanik.uni-hannover.de
www.unics.uni-hannover.de/Geobotanik/CV_Kuester.htm

Prof. Dr. Manfred Niekisch ist Biologe und hat die Professur »Internationaler Naturschutz« an der Universität Greifswald inne. Er ist u. a. Vizepräsident des Deutschen Naturschutzringes (DNR) und Regional Councillor der World Conservation Union (IUCN).

Anschrift:
Universität Greifswald
Grimmer Straße 88 | 17489 Greifswald
niekisch@uni-greifswald.de
www.uni-greifswald.de/~intnatur/niekisch.html

Prof. Dr. Walter Sachsse ist Professor für Genetik an der Universität Mainz. Spezielle Studienobjekte – Modelle – für die genetischen Aspekte im Artenschutz sind niedere Wirbeltiere, einschließlich der hier auftretenden Probleme.

Anschrift:
Universität Mainz
Institut für Molekulargenetik
Becherweg 32 | 55099 Mainz
waltersachsse@aol.com

Prof. Dr. Burghart Schmidt ist Professor für Sprache und Ästhetik der Hochschule für Gestaltung Offenbach am Main und war Wissenschaftlicher Mitarbeiter von Ernst Bloch. Arbeitsgebiete: Erkenntnistheorie, Sozialphilosophie, Kunsttheorie, Religionsphilosophie.

Anschrift:
Hochschule für Gestaltung
Fachbereich Visuelle Kommunikation
Schlossstraße 31 | 63065 Offenbach am Main
www.hfg-offenbach.de/uniStaffInd.hfg?fdld=37&fdPage=0

Prof. Dr. Gerda Schneider lehrt als Professorin am Institut für Landschaftsplanung und Ingenieurbiologie an der Universität für Bodenkultur Wien. Als Landschaftsplanerin war sie freiberuflich und als Gartenamtsleiterin tätig.

Anschrift:
Institut für Landschaftsplanung und Ingenieurbiologie
Universität für Bodenkultur Wien
Peter Jordan Straße 65 | 1180 Wien
gschneid@edv1.boku.ac.at
www.boku.ac.at/lap/Personen/gerda.html

Prof. Dr. Jörg Zimmermann lehrt als Professor seit 1995 Kunsttheorie an der Akademie für Bildende Künste der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Arbeitsgebiete: Ästhetische Theorie, Semiotik, Landschaft als ästhetisches Phänomen, zeitgenössische Positionen der Bildenden Kunst.

Anschrift:
Universität Mainz | Fachbereich Bildende Kunst
55099 Mainz
zimmer@mail.uni-mainz.de



Die Stiftung Natur und Umwelt dankt für die freundliche Unterstützung durch die





Die Stiftung Natur und Umwelt
dankt für die freundliche Unterstützung durch den

VSE Industrieverband Steine und Erden e.V.
Neustadt / Weinstraße

